

Baltische Monatschrift.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Inhalt:

Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner. Von E. Fehre	531
Tolstoi und Nieksche (Schluß). Von Gregor von Glazenapp . . .	585
Gegensatz. Von Alexander Freiherrn von Mengden	597
Das System der Künste. Von O. Kleinenberg	598
Politische Correspondenz	636
Notiz	641

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition
der „Balt. Mon.“ (Riga, Georgenstr. 4) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl. Insertionspreise: $\frac{1}{1}$ Seite 10 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite 6 Rbl. im Abonnement (12 Mal) $35\frac{1}{10}$,
auf dem Umschlage $25\frac{1}{10}$ Rabatt.



Reval.

Franz Kluge.

1895.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
A. v. Eideböhl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Dr. S. Krögers

Heil- u. Badeanstalt

mit Pensionat.

Hydrotherapie, Elektrizität,
Massage, Diätkuren.

Besitzer und leitender Arzt:

Dr. med. Ernst v. Hirschheydt,

RIGA,

Kirchenstrasse 18.



Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner

mit besonderer Berücksichtigung des „Manuscripts aus Süddeutschland“. ¹⁾

In der deutschen Bundespolitik des neunzehnten Jahrhunderts spielt die sogenannte „Triasidee“ ²⁾ eine nicht geringe Rolle. Nur wenig bekannt ist es aber heute, wer, wenn auch nicht Urheber, so doch publicistischer Hauptvertreter dieser Richtung gewesen, deren Verwirklichung Deutschland nie und nimmer zur nationalen Einigung hätte gelangen lassen.

Friedrich Ludwig Lindner, ein geborener Kurländer, ist es, der zuerst klar und entschieden diesem Plane der Trias Ausdruck verlieh, der diese Ideen in ein gewisses System gebracht.

¹⁾ Die Citate „Lindner an Barnhagen“, „Lindner an Rahel“, „Lindner an Sophie Mereau“, „Barnhagen an Lindner“ beziehen sich auf Briefe, deren Originale in der königlichen Bibliothek zu Berlin (in Barnhagens Nachlaß) erhalten sind; Abschriften von denselben erhielt Verfasser durch freundliche Vermittelung des Herrn Generaldirectors der Bibliothek, Dr. Willmanns. Die Notiz „Kgl. würtemb. geh. Staatsarchiv“ bedeutet, daß die angeführten Actenstücke dem Kgl. württembergischen geheimen Haus- und Staatsarchiv resp. geheimen Cabinets-Archiv angehören. Der Herr Vice-Archivdirector Dr. von Schloßberger hat die Güte gehabt, Copieen derselben für den Verfasser anfertigen zu lassen.

²⁾ Unter der Trias versteht man den Gedanken einer Einigung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem festen politischen System, um innerhalb des deutschen Bundes dem Uebergewichte Preussens und Oesterreichs die Wage zu halten.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts hat Lindner zu den berühmtesten Publicisten Deutschlands gehört. Kaum ein Werk über jene Periode, das seiner nicht erwähnte.

Ein namhafter Historiker der Gegenwart datirt, nach dem Vorgange Friedrichs von Gentz, zwei Perioden der deutschen Bundesgeschichte nach Schriften, die von Lindner ausgegangen sind.¹⁾

Lindner hat eine große Zahl von Werken und Schriften verfaßt, mehrere Uebersetzungen geliefert und sich vielfach an literarischen und politischen Zeitschriften betheiligt. Aber alles dieses ist völlig vergessen und nur das Werk, in dem er den Gedanken der Trias am entschiedensten ausgesprochen — das Manuscript aus Süddeutschland — sichert ihm noch heute, wo sich seine Anschauungen als irrthümlich erwiesen, ein Andenken in der politischen Geschichte Deutschlands.

Der Lebenslauf und Entwicklungsgang dieses Schriftstellers, den die Verhältnisse mit nicht wenigen der bekanntesten Männer seiner Zeit zusammengeführt haben, bietet manches Anziehende. Für uns Balten ist seine Persönlichkeit noch insofern von Interesse, als er der einzige aus den Ostseeprovinzen gebürtige Schriftsteller²⁾ ist, der es, — wenn auch nur für kurze Zeit — zu einer bedeutenden Stellung in der deutschen Publicistik gebracht hat.

Wenn wir das Geschick Lindner's im Zusammenhange betrachten, werden wir bald gewahr, daß sein Leben in zwei scharf abgegrenzte Perioden zerfällt.

Die erste Periode reicht bis 1818. Noch scheint ihm kein festes Ziel vorzuschweben; hin und her läßt er sich treiben von seinen Neigungen; wechselnd sind seine Beschäftigungen, unbeständig ist er in der Wahl seines Aufenthaltsortes. Erst, als seine Uebersiedelung nach Stuttgart dieser Ruhelosigkeit ein Ende macht, beginnt seine Thätigkeit sich zu concentriren. Bald darauf — 1820 — erscheint sein bedeutendstes Werk, das Manuscript, das einen Grenz- und Markstein seines Lebens bildet.

Von hier ab datirt eine neue Periode seines Lebens. München und Stuttgart sind abwechselnd seine Aufenthaltsorte; politische und

¹⁾ Adolf Schmidt († 1887): Preußens deutsche Politik. Dritte Auflage (Berlin 1867), S. 178 fg.

²⁾ Cfr. Baltische Monatschrift 1887. Bd. XXXIV, Heft 5, S. 375 und 376.

literarische Arbeiten nehmen seine Thätigkeit in Anspruch. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist sein Name fast in Vergessenheit gerathen, seine Schriften finden nur geringe Beachtung. Zweiundsiebzig Jahre alt, ist er dann im Jahre 1845 zu Stuttgart gestorben.

I. Lehr- und Wanderjahre.

Die Familie, der Lindner angehört, stammt aus Schlesien.

Georg Friedrich Lindner, der Großvater unseres Lindner's¹⁾, wurde im März 1701 zu Bieleß im heutigen österreichischen Schlesien geboren. Erst 19 Jahre alt, wurde er 1720 zum Prediger der evangel.-luther. Gemeinde zu Schmolßin in Hinter-Pommern gewählt. Seiner musterhaften Amtsführung und Energie²⁾ verdankte er es, daß er im Juli 1733 als Professor und Schulrath, sowie als Prediger an der Kopfgärtischen Kirche nach Königsberg berufen wurde. 1745 erhielt er die Würde eines Consistorialrathes; am 27. Oktober 1747 ist er zu Königsberg gestorben.

Aus seiner Ehe mit Auguste Angelika geb. Zeisich aus Eisleben³⁾ († 18. Mai 1784⁴⁾) gingen, außer mehreren früh verstorbenen Kindern, drei⁵⁾ Söhne hervor.

Johann Gottself Lindner, der Älteste derselben, wurde am 16. September 1729 zu Schmolßin geboren. Er studirte zu Königsberg, wurde 1750 Mag. phil. und hielt dann einige Vorlesungen an der Universität. 1755 wurde er als Rector der Domschule nach Riga berufen, wo er bis 1765 verblieb. Im genannten Jahre

¹⁾ Die Mittheilungen über den Großvater Lindner's verdankt Verfasser Herrn Pastor Ed. Neumeister in Schmolßin (Kreis Stolpe). Die Angaben sind einer im dortigen Pfarrarchiv befindlichen Kirchenchronik entnommen.

²⁾ „Lindner war ein Timotheus, dessen Tugend Niemand verachten durfte,“ heißt es unter Andern von ihm in der Schmolßiner Chronik.

³⁾ Konr. Friedr. Gadebusch, Livländische Bibliothek, Theil II (Riga 1777), S. 182 und August Buchholz seu., Materialien zur Personenkunde Rigas und der baltischen Provinzen. (Manuscript in der Rigaschen Stadtbibliothek), (Buchstabe) L. Nr. 387.

⁴⁾ Dr. C. F. Wildemeister, Johann Georg Hermann, des Magus im Norden Leben und Schriften Bd. III, S. XIX. (Bd. I—III, Gotha 1857.)

⁵⁾ Buchholz a. a. D.

zum Professor der Dichtkunst in Königsberg gewählt, wurde er 1766 Director der dortigen „Deutschen Gesellschaft,“ — 1772 — dritter Hofprediger, 1773 Dr. theol. und 1775 Kirchen- und Schulrath, sowie Pastor im Löbenicht. Er starb am 29. März 1776 zu Königsberg¹⁾).

Seine Gattin Marianne geb. Courtan, mit der er seit 1754 verheirathet war, hatte er schon 1764 durch den Tod in Riga verloren²⁾.

Die literarische Fruchtbarkeit Johann Gotthelfs war ungemein groß und vielseitig; er kann so recht als Repräsentant der polyhistorischen Richtung seiner Zeit gelten. In der livländischen Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts spielt er eine nicht unbedeutende Rolle, ganz abgesehen von seiner erfolgreichen Wirksamkeit an der Domschule³⁾. In dem geistvollen Rigaschen Kreise, der nach dem großen Patricier Johann Christoph Berens und dem „Vater der livländischen Rechtsgeschichte“ Johann Christoph Schwarz genannt ist⁴⁾, nahm er eine angesehene Stellung ein. Mit dem „Magus des Nordens,“ mit Hamann stand er schon von seinen Studentenjahren her im vertrauten Freundschaftsverhältnisse⁵⁾, gleich seinem Bruder Gottlob Immanuel: 1734 zu Königsberg geboren, studirte Gottlob Immanuel daselbst Theologie⁶⁾, worauf er als Hofmeister in Kurland thätig war⁷⁾. Schon in reifern Jahren stehend, warf er sich, Allen unerwartet, mit großem Eifer auf's Studium der

¹⁾ Diese Daten nach dem „Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Liv-, Ehst- und Kurland“, bearbeitet von Johann Friedrich v. Neefe und Karl Eduard Napieršky. Band III (Mitau 1831), S. 81 — vgl. auch Gadebusch a. a. D. II, S. 182—90 und Briefsammlung Bd. I, Nr. 97. (Bibliothek der Alterthumsforschenden Gesellschaft in Riga.)

²⁾ Gadebusch a. a. D. II, 183 und Buchholz a. a. D.

³⁾ Ein vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften (Schulprogramme, „Schulhandlungen, Predigten, Abhandlungen, Liederjammungen,“ „Moralische Betrachtungen“, „Lebensläufe“ u. i. w.) s. Neefe-Napieršky a. a. D. III, S. 81—86.

⁴⁾ Siehe bes. Jegór v. Sivers, deutsche Dichter in Rußland (Berlin 1855), darin S. 60—68 den Aufsatz „Der Schwarz-Berens'sche Kreis in Riga.“

⁵⁾ Bildemeister a. a. D. I, 17 und an vielen andern Stellen.

⁶⁾ Neefe-Napieršky III, 80.

⁷⁾ Bildemeister a. a. D. I, 17, 138 u. f. w.

Medicin, wurde 1787 Dr. med. zu Halle, und wirkte sodann als Hausarzt in Kurland¹⁾. Auf den ausgedehnten Reisen, die er in der Folge unternahm, trat er in Verbindung mit manchen der bedeutendsten Geister seiner Zeit: so mit Hippel, Scheffner, Kant, Jaccobi, Herder²⁾. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Straßburg, wo er hochbetagt am 15. August 1818 starb.

Gottlob Immanuel stand in seiner Bildung auf der Höhe der Zeit. Mit den Geisteserschöpfungen der modernen Völker war er auf's Eingehendste vertraut, ebenso mit den Literaturen des classischen Alterthums³⁾. Die Richtung seines Geistes war eine vorwiegend philosophische⁴⁾. Die Resultate seiner langjährigen Studien, die durch ein vielbewegtes und erfahrungsreiches Leben gefördert worden waren, hat er in seiner Philosophie der religiösen Ideen⁵⁾ niedergelegt. Der beiden Vorgenannten Bruder war Ehregott Friedrich Lindner. 1733 zu Schmolsin geboren, studirte er zu Königsberg Medicin und erhielt 1753 den Doctorgrad. Sogleich nach Abschluß seiner Studien kam er nach Kurland und ließ sich als Arzt in Mitau nieder. Hier praktisirte er seitdem fast ununterbrochen⁶⁾. In der Folgezeit wurde er Hofarzt der herzoglichen Familie⁷⁾, und erhielt den Rang eines königlich polnischen Hofraths⁸⁾. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich auf das Landgut Alt-

1) Recke-Napiersky III, 80.

2) „Philosophie der religiösen Ideen“, ein hinterlassenes Werk von G. Immanuel Lindner, nach dessen Tode herausgegeben von seinem Nefen Friedrich Ludwig Lindner (Straßburg 1825), Vorrede des Herausgebers S. 7. Recke-Napiersky III, 80.

3) Ibid. S. 3. Vorrede des Herausgebers S. 6.

4) Ibid. S. 7. Der Herausgeber bezeichnet ihn als „Mann, den die Natur durch eigene Richtung des Geistes zum Denker bestimmt, und den sie zugleich durch eine große Innigkeit des Gemüthes mit geselligen Banden an die ethische Welt geknüpft hatte. So war er durch seine natürlichen Gaben geschützt gegen Schwärmerei und Aberglauben, wie gegen die Kälte des Unglaubens.“

5) Ibid. Nr. 1, den vollen Titel s. Anmerk. 2.

6) Recke-Napiersky III, 77 und 78.

7) Gildemeister a. a. D. I, 17; II, 195, 403 u. s. w.

8) Friedrich von Klopmann, Kurländische Güterchroniken nach urkundlichen Quellen, Bd. I (Mitau 1856), S. 4 und Mitauer Intelligenzblatt 1816 und 40 (v. 16. Mai).

Abgulden zurück¹⁾, das er 1797 erworben hatte²⁾. Hier übte er bis zuletzt im Kreise der Seinigen die heilbringende Kunst aus, „der sein ganzes Leben geweiht war“ und beschloß in „patriarchalisch rührender Einfalt seine Tage“³⁾, am 14. Mai 1816⁴⁾.

Dr. Lindner's ärztliche Thätigkeit muß eine sehr umfassende und von glücklichen Erfolgen begleitete gewesen sein⁵⁾. Um die Hebung der Heilkunst in Kurland scheint er sich nicht unbedeutende Verdienste erworben zu haben⁶⁾; sein Charakter erfreute sich allgemeiner Achtung⁷⁾. Er war verheirathet mit Henriette Marie, geborene Wirth aus Königsberg⁸⁾, geb. 1745 (oder 1744?), gestorben im Juni 1807⁹⁾.

Von den Kindern dieser Ehe sind, soviel Verfasser hat ermitteln können, sechs zu reiferen Jahren gelangt.

Von den Töchtern werden uns im Jahr 1816 — drei als vermählt bezeichnet. Die Familiennamen derselben sind: Urban, Lindemann und Richter¹⁰⁾. Von den Söhnen erhielt der eine, Carl

1) Recke=Napiersky III, 77. Abgulden liegt im Doblenschen Kirchspiel.

2) Klopmann, Güterchroniken a. a. D., S. 4. „Butlar verpfändete es (Alt-Abgulden) 1794 d. 12 Septbr. für 20,000 Thaler an den Oberamtmann David Grünhoff, welcher sein Erbpfandrecht 1797 den 13. Juni für 31,000 Thaler an den polnischen Hofrath Dr. med. Friedrich Ehregott Lindner cedirte.“ (Bürgerliche durften damals in Kurland Güter noch nicht besitzen, sondern nur als „Erbpfand“ innehaben.)

3) Allgemeine Zeitung für Rußland, 1816 u. 20 (vom 19. Mai).

4) Recke=Napiersky a. a. D. III, 78 und Intelligenzblatt S. 4, Num. 6.

5) Die Allgemeine Zeitung (i. Ann. 3) rühmt seine „ausgebreitete Praxis.“ „Ein heller Blick in der Beurtheilung der Krankheiten und eine glückliche Anwendung der Heilmittel erwarben ihm ein ausgezeichnetes Vertrauen.“

6) Ibid. „Sein weit eingreifendes Beispiel half kräftig zur Herbeiführung einer hellern Periode (gegenüber der früher noch ziemlich allgemein herrschenden „blinden Empirie“); auch war er der erste, welcher die Impfung der Kinderblattern in Rußland in Gang brachte.“

7) Ibid. „Er verdiente durch sein sittliches Leben, seinen menschenfreundlichen Charakter die uneingeschränkte Achtung, die ihm zu Theile ward.“

8) Ersichtlich aus den Taufregistern der St. Trinitatiskirche in Mitau vom J. 1765, 1772 u. 1778. Cfr. auch Gildemeister a. a. D. II, 427.

9) Notiz der Todesregister der Kirche zu Doblen: „1807 Juni, Hofrätthin Lindner, 62 Jahre alt (scil. gestorben.)“ —

10) Klopmann a. a. D., S. 4.

Georg Gottfried, geb. 1765¹⁾, theilweise seine Ausbildung von Hamann²⁾. Trotz guter Anfänge³⁾ gestaltete sich das Verhältniß Hamann's zu seinem Zögling bald unbefriedigend; der junge Lindner war keineswegs unfähig, aber in der Erziehung sehr vernachlässigt und an Kenntnissen sehr zurückgeblieben⁴⁾. Schon nach dreiviertel Jahren lösten sich ihre Beziehungen⁵⁾. Bei einem Besuche, den er 1787 Hamann abstattete, sprach er die Absicht aus, Kriegsdienste zu nehmen⁶⁾.

Ein anderer Sohn Dr. Lindner's, Constanz Christopher, geb. 1778, studirte in Halle und wurde 1802 Dr. phil. Dann kehrte er in die Heimath zurück, erwarb 1804 den Magistergrad der Medicin an der kürzlich eröffneten Universität Dorpat und begab sich nach St. Petersburg. Er starb schon 1808 zu Pawlowsk⁷⁾.

Dieser Ehe des Dr. Lindner und seiner Gattin, geb. Wirth, entstammt außer Genannten auch Friedrich Ludwig Lindner.

* * *

Friedrich Georg Ludwig Lindner⁸⁾ wurde am 23. Oktober 1772 neuen Stiles⁹⁾ zu Mitau geboren. Seinen ersten Unterricht

¹⁾ Nach den Taufregistern der Trinitatiskirche zu Mitau.

²⁾ Daß nur dieser Sohn Dr. Lindner's Zögling Hamann's gewesen sein kann, ergibt sich aus *Gildemeister a. a. D. II, 403.* (Der junge Lindner stand im 18ten Lebensjahr, als er zu Anfang des Jahres 1783 zu Hamann kam.)

³⁾ *Gildemeister a. a. D. II, 422.*

⁴⁾ *Ibid. II, 424—428.*

⁵⁾ *Ibid. II, 442.*

⁶⁾ *Gildemeister a. a. D. III, 262.* „Er wartete auf die Erlaubniß seines Vaters, Husar zu werden.“ Vielleicht ist dieser Lindner identisch mit einem königlich-preussischen Lieutenant von Lindner, von dem ein Schreiben in der Buchholtschen Sammlung (s. S. 533, Num. 3) erhalten: in diesem Schreiben ersucht L. seinen Vogenbruder („20 Jahre im Dienst gewesen“), den livländischen Generalsuperintendenten Sonntag, um dessen Protection. Der Vorname des Bittstellers ist hier nicht genannt.

⁷⁾ *Recke-Napiersky III, 86* (hier wird er Konstantin Christoph genannt).

⁸⁾ Diese 3 Bornamen ergeben sich aus den Mitauer Taufregistern, sowie aus der Namens eingetragen Lindner's in das Album der Academia Petrina zu Mitau, s. Karl Dannenberg, „Zur Geschichte der Statistik des Gymnasiums zu Mitau“ (Mitau 1875), S. 84. In seinen Schriften nannte sich L. stets Friedrich Ludwig.

⁹⁾ Das Inland, eine Wochenschrift für Liv-, Est- und Kurlands Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur, Jahrgang 1845, Nr. 23, Spalte 395.

erhielt er in der dortigen Stadtschule, worauf er in eine Privatanstalt auf dem Lande kam¹⁾. 1790 unter dem Prorectorate Carl August Rütner's, wurde er an der Academica Petrina seiner Vaterstadt für das Studium der Theologie immatriculirt²⁾.

Diese Anstalt, aus der das jetzige Kurländische Gouvernementsgymnasium hervorgegangen ist, nahm damals eine Mittelstellung zwischen Gymnasium und Universität ein.

Die zukünftigen Prediger, sowie Alle, welche sich zu Militär- und Civilämtern „tüchtig machen wollten, welche nicht nothwendig die Studien erfordern, die man mit dem Namen der Facultätsstudien belegt hat,“ sollten hier ihren Cursus vollenden; zukünftige Aerzte, Juristen und Philologen nur vorbereitenden Unterricht erhalten³⁾.“ Die Anstalt zerfiel in 2 Classen: in die Classe der Literatur (die ungefähr den Oberclassen eines modernen Gymnasiums entsprach) und der Wissenschaften (also für Prediger u. s. w.⁴⁾. Lindner hat nur der letztgenannten Classe angehört. Ob einer der Professoren der Anstalt⁵⁾ von besonderm Einfluß auf seine Entwicklung gewesen, ist unbekannt; ebenso wenig wissen wir etwas von seinem Verkehr mit den Genossen⁶⁾. Seine Studien sollen sehr erfolgreich gewesen sein⁷⁾.

Das Datum ist nach n. Stil. Siehe Dannenberg a. a. D. 68. Das Taufregister giebt nach damaligem Brauche nur den Tag der Taufe an (d. 29. Octobr.). — Die Angabe B. Hein's im „Neuen Nekrolog der Deutschen“, herausg. 1845 (Weimar 1847), S. 428: L. sei Sohn eines Predigers gewesen, ist auf Grund der Taufregister als irrthümlich zu bezeichnen.

¹⁾ Inland 1845, Sp. 395.

²⁾ Dannenberg a. a. D. 83 u. 84. Rector der Anstalt war der Herzog selbst. (Ibid. VIII.)

³⁾ Dannenberg a. a. D. XI u. 229

⁴⁾ Ibid. XI u. 230.

⁵⁾ Unter denselben wirkten damals Friedrich Schuß (cfr. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 5. Auflage, Bd. IV, 227 u. Bd. V, 100 fg.) u. Tising, bekannt durch seine Theilnahme an der sogenannten „Kurlischen Bürgerunion“ (cfr. Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica, 2. Auflage, Berlin 1878, Nr. 9240—42).

⁶⁾ Zu seinen Coëtanen gehörten u. A. Koehler, der spätere Pastor in Mitau, durch wohlthätige Stiftungen ausgezeichnet, Ulrich Gustav v. Schlippenbach, s. Z. bekannter Dichter und Belletrist (Dannenberg a. a. D., S. 83).

⁷⁾ Nekrolog 1845, 428. Zeugnisse der Anstalt selbst liegen nicht vor (Dann. a. a. D. 193).

Im Herbst des Jahres 1791 bezog Lindner die Universität Jena¹⁾, die damals gerade in lebhaftem Aufschwunge begriffen war.

Fichte, Schiller, der Anatom Loder, der Makrobiotiker Hufeland, der Bibeltextkritiker Griesebach u. A. gehörten zum Lehrkörper der Jenaer Hochschule²⁾.

Die Zahl der in Jena studirenden Balten war nicht gering, wie die Verzeichnisse ausweisen; jahrzehntelang hat in Jena eine kurz- und livländische Landsmannschaft bestanden, die eine angesehenere Stellung innerhalb der Studentenschaft einnahm³⁾. Lindner wird derselben, nach einzelnen Andeutungen aus späterer Zeit zu schließen⁴⁾, kaum angehört haben.

Zunächst hatte sich Lindner für's Studium der Theologie⁵⁾ immatrikuliren lassen, jedoch schon nach einem Jahr trat er, „mehr dem Wunsche seines Oheims (Gottlob Immanuel's) gemäß, als aus eigener Neigung⁶⁾“ zum Studium der Medicin über.

Hier in Jena trat Lindner in freundschaftliche Beziehungen zum geistvollen David Weit⁷⁾, der gleich ihm daselbst Medicin studirte.

In Weit's Briefen an Rahel finden wir auch die früheste uns vorliegende Charakteristik Lindner's. Weit bezeichnet ihn als einen

¹⁾ „Fridericus Ludovicus Lindner Curonus“, d. 7. Septbr. 1791 immatrikulirt. (Freundl. Mittheilung des Herrn Dr. Martin, Universitätsbibliotheks-Secretärs zu Jena, laut dem Jenaer Album academicum.)

²⁾ Ein nicht uninteressantes, wenn auch etwas partiell gefärbtes, Bild vom Jena der 90 er Jahre des vorigen Jahrhunderts entwirft der bekannte Carl von Meißner in seinen „Darstellungen u. Charakteristiken aus meinem Leben“ (Riga, Mitau u. Leipzig 1839), Bd. II, S. 76—147.

³⁾ Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens seit der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (Leipzig 1858), S. 176 u. 271. Der Anführer des großen Studentenauszuges v. J. 1792 (ibid. S. 263—83) war der Livländer Dahl, daneben Hans Schwarz, späterer Bürgermeister von Riga.

⁴⁾ Lindner an Rahel (Stuttgart 2. April 1819), er bemerkte hier, daß ihm „das Studentenwesen von jeher zuwider war.“

⁵⁾ Inland 1845, Sp. 395.

⁶⁾ Nekrolog 1845, S. 428.

⁷⁾ Siehe d. Charakteristik dieses interessanten Mannes in einem Briefe Rahel's an Lindner v. 17. April 1818 (in Rahel, ein Buch des Andenkens an ihre Freunde, Theil II, Berlin 1834, S. 532).

„sehr guten Menschen von Kopf“, der auch „ziemlich richtig“ fühle¹⁾, doch tadelt er eine gewisse Unselbständigkeit in Lindner's äußerer Art und Weise²⁾.

Ihr Verhältniß ist ein recht herzliches gewesen³⁾.

Von sonstigen Universitätsfreunden Lindner's nennen wir die Livländer La Trobe⁴⁾ (später als Componist bekannt geworden) und Martin Bertholz⁵⁾ (später Pastor zu St. Gertrud in Riga).

Nachdem Beit Jena verlassen hatte, begann sich Lindner sehr einsam zu fühlen. In seiner Correspondenz mit Rahel, die auf Beit's Veranlassung angebahnt wurde⁶⁾, gab er dieser Empfindung beredten Ausdruck⁷⁾. Einen Ersatz suchte und fand er nur in Büchern, und besonders war es Goethe, der auch ihn lebhaft fesselte⁸⁾. In die Jenaer Studienjahre fällt auch die Bekanntschaft Lindner's mit der Dichterin Sophie Merean⁹⁾.

1) Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, herausgegeben von K. N. Varnhagen von Ense. Erster Theil (Leipzig 1836) I, S. 47. (Rahel=Gallerie.)

2) Rahel=Gallerie I, S. 57 (David Beit an Rahel, Halle d. 17. Novbr. 1795): „Ich habe es ihm (Lindner) mit starkem Ernste zum ersten Mal in meinem Leben nahe gelegt, daß er meine Manier nicht so sehr lieben solle; ich fürchte, es macht ihn einseitig, oder verschiebt ihn gar, weil er ein ganz anderer Mensch ist als ich.“

3) Lindner an Rahel (Mühlhausen 21. April 1818): „Niemand kannte meine Schwächen besser als er, u. doch war er mir in aufrichtiger Freundschaft zugethan.“

4) Lindner an Rahel. (Jena den 4. Decbr. 1795.)

5) Aus einem Stammbuchblatte Lindner's in Bertholz Reisealbum ersichtlich. (München 25. Septbr. 1828. Aus dem Familienarchiv des Rathsherrn Arend Bertholz in Riga.)

6) Rahel=Gallerie I, 57 (Beit an Rahel, Halle den 17. Novbr. 1795).

7) Lindner an Rahel (Jena 4. Decbr. 1795): „Ich bin in Jena sehr allein, meine liebsten Freunde sind fort; ich bin genöthigt mir selbst genug zu sein. Wenn man das kann, ist es gut; wenn man das sein muß, ist es schlecht. Man lebt hier von aller Wirklichkeit abgeschlossen.“

8) Ibid. Bücher, nicht Menschen sind die Gefährten eines jenaïschen Zuzüglers „Es weht ein Geist durch diesen Roman (den „Meister“), der Menschen bilden und beglücken kann.“

9) Sophie Merean, geb. Schubert, geb. 1773, † 1803, Dichterin, zuerst mit dem Professor Merean in Jena vermählt; von diesem geschieden, heirathete sie Clemens Brentano. Während der 90 er Jahre lebte sie in Jena. (Allgemeine deutsche Biographie. Band XXI, 420 u. 21.)

Von Jena begab sich Lindner nach Würzburg und von dort aus nach Göttingen¹⁾, um seine medicinischen Studien zum Abschluß zu bringen. 1797 kehrte er wieder nach Jena zurück, wo er auf Grund einer Dissertation²⁾ den Doctorgrad der Medicin erhielt.

* * *

Lindner's Studien waren nun vollendet; jedoch jetzt schon eine feste Lebensstellung zu erstreben, — entsprach nicht seiner Neigung. In die Heimath zurückzukehren, wie die meisten seiner Landsleute nach absolvirten Universitätsjahren zu thun pflegten, war er nicht gesonnen³⁾. Seine günstige äußere Lage gestattete es ihm, auf lange hinaus ohne feste Stellung zu leben und so sehen wir ihn denn volle zwei Jahrzehnte ein wechselvolles und vielgestaltiges Wanderleben führen⁴⁾.

Schon früher waren in ihm literarische Neigungen erwacht. Als Student schon hatte er sich an mehreren wissenschaftlichen und literarischen Journalen betheilig⁵⁾. Während seines Göttinger Auf-

¹⁾ Inland 1845, Sp. 395.

²⁾ *Dissertatio inauguralis medica sistens prodromum censurae de natura febris doctrinae, quam rectore academiae magnificentissimo Serenissime ac domino Carolo Augusto duce Saxoniae etc. Consensu gratiosi medicorum ordinis pro gradu doctoris summisque in medicina honoribus etc. rite capessendis a d. XXI Junie (!) MDCCLXXXVII eruditorum examini offert auctor Fridericus, Georgius, Ludovicus Lindner Mitavia Curonus, societatis Jenensis, medicorum et chirurgicorum correspondentium sodalis. Jenae literis Goepsardii. 8^o. Gewidmet ist die Dissertation Friderico G. Sulzer, Seren. Duci. — Saxo Gothan et Altenburg a consilii et medico ad balneas Ronneburgensis longe celeberrimo fautori et amico. Die Dissertation enthält: Praefatiuncula 2¹/₄ Seiten, Prodromus 12¹/₂ Seiten, in 29 ganz kurzen §§, die man etwa Theesen nennen kann. —*

³⁾ Nekrolog 1845, S. 428. „So fest schon damals sein Vorfaß war, nach Kurland nicht zurückzukehren, so schwankend wurde er in der endlichen Wahl eines entschiedenen Lebenslaufes.“

⁴⁾ R. N. Barnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.“ Band IX (Leipzig 1859). „Lindner hatte sich nach absolvirten Studien, wie eine damals reichlichen Mittel es zuließen, munter ohne bestimmten Zweck in der Welt umgesehen.“ (S. 263.)

⁵⁾ s. Rede=Napiersky III, 80.

enthaltens hatte er ein romanhaftes Werk, „Die Wanderungen und Schicksale des Paters Abilgärd“ begonnen¹⁾, das er in Zeitz und Wörlitz (bei Dessau), wo er sich zunächst aufhielt²⁾, fortsetzte.

Gegen Ende des Jahres 1798 lernte er in Berlin Rahel persönlich kennen. Das Verhältniß zwischen den Beiden gestaltete sich von vornherein zu einem sehr freundschaftlichen, da sie am gemeinsamen Freunde Weitz einen Anknüpfungspunkt besaßen³⁾. In kurzer Zeit traten sie einander recht nahe⁴⁾.

1799 besuchte Lindner Prag und die böhmischen Badeorte, worauf er sich nach Berlin begab, wo er einen anatomischen Cursus vollendete⁵⁾. Die Berliner Freunde und Bekannten Rahels wurden auch die seinen, so die Gräfin Schlabrendorf, Peter von Smaltieri⁶⁾.

Zu Beginn des Jahres 1800 sehen wir Lindner in Wien als Arzt thätig⁷⁾. Seinen gesellschaftlichen Umgang bildeten die Wiener Freunde Rahels: Arnstein's, Wiesel's, Henriette Mendelsohn und Andere⁸⁾. Das gesellige Leben und Treiben der Residenz zog ihn lebhaft an⁹⁾. „Sein jugendlich hübsches Wesen, sein erregbares Herz und sein liebenswürdiger Leichtsinm erwarben ihm überall

¹⁾ Theil I erschien in Jena unter der Chiffre FLL; Theil II ebenda selbst 1798; Theil III (wo er sich nannte) 1800 in Leipzig, s. Neefe-Napiersky a. a. O. III, 80, 1845. Das Werk scheint gründlich verschollen zu sein. Keine Literaturgeschichte erwähnt seiner.

²⁾ Nekrolog 1845, S. 428.

³⁾ Rahel, ein Buch des Andenkens I, S. 172 (Rahel an Weitz, Berlin 15. Novbr.).

⁴⁾ Ibid. S. 174. „Lindner war mir so lieb. Ich habe mich so schnell an ihn gewöhnt. Ich muß ihn wieder verlieren. Lindner gedeiht in meiner Gegenwart, er sagt's selbst; er ist meinethwegen hier geblieben, und ich habe ihn aufgenommen, wie ich aufgenommen sein will: Sonnabend reißt er. Im Winter kommt er wieder. Dieses und die Opern sind meine einzigen Freuden für den schwarzen Winter.“

⁵⁾ Inland 1845, Sp. 395.

⁶⁾ Lindner an Rahel (Wien, 17. Mai 1800). (Ueber die Beiden s. Rahel-Gallerie I, 215 fg. u. I, 157 fg.)

⁷⁾ Inland 1845, Sp. 395.

⁸⁾ Lindner an Rahel (Wien, 17. Mai 1800).

⁹⁾ Rahel-Gallerie I, 7. (Henriette Mendelsohn an Rahel, Wien 8. April 1800.) „Lindner, wie ist denn der? Er hat in den 3 Wochen, die er hier ist, schon einige Mal leidenschaftlich geliebt und einige Phantasien gehabt.“

Freunde, die seine Unbeständigkeit jedoch nicht zu nützen wußte¹⁾.“ Von Wien aus wurde Lindner 1802 vom Grafen Hugo von Salm nach Brünn berufen, um daselbst die Schutzblatterimpfung einzuführen²⁾. Gegen Ende 1803³⁾ finden wir ihn wieder in Wien, wo er nun bis Ende 1809 verblieb⁴⁾, mithin gerade die für Oesterreich so verhängnißvollen Jahre in der Hauptstadt zubrachte. Von Wien aus unternahm er auch eine Reise in die Kronländer Krain, Kärnthen und Steiermark, die ihn bis Triest führte⁵⁾.

Seine literarische Thätigkeit hatte in dieser Zeit nicht geruht. So hatte er an Andre's Patriotischem Tageblatt, an Armbruster's Vaterländischen Blättern in Brünn Theil genommen⁶⁾. Ein Plan, gemeinsam mit Schreyvogel⁷⁾ ein Journal „Literarisch=Artistische Blätter“ herauszugeben, das, wie er hoffte, „eines der ersten in Deutschland, vielleicht in Europa werden⁸⁾ könne,“ war allerdings „gleich im Anfange, unerwarteter Hindernisse wegen“ gescheitert⁹⁾; dagegen redigirte er von 1807—9 mit Schreyvogel und Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters, eine Wiener Wochenschrift „Das Sonntagsblatt“¹⁰⁾.

1809 verließ Lindner Wien und gab zugleich seinen ärztlichen Beruf auf, der ihn nie sonderlich befriedigt hat¹¹⁾. Ueber München, Regensburg, Nürnberg und Bayreuth begab er sich nach Erfurt, wo er mit dem rührigen Buchhändler Bertuch in Verbindung trat. Dieser wußte ihn für seine literarischen Unternehmungen zu gewinnen und Lindner zog nach Weimar¹²⁾, dem Sitz der großen Etablissemens

1) Warnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 263.

2) Inland 1845, Sp. 395.

3) Lindner an Sophie Mereau (Wien den 30. Novbr. 1803).

4) Inland 1845, Sp. 395.

5) Ibid.

6) Recke=Kapiersky III, 80.

7) Bekannt unter dem Pseudonym C. N. West. Uebersetzer von Calderon, „Das Leben ein Traum“, Freund des Dramatikers Franz Grillparzer.

8) Lindner an Sophie Mereau (Wien d. 30. Novbr. 1803).

9) An dieselbe (Wien d. 19. Septbr. 1804).

10) Inland 1845, Sp. 396.

11) Zu diesem Sinne äußert er sich in einem Briefe an Rachel v. 11. April 1818.

12) Inland 1845, Sp. 395.

Bertuch's. Seine nächsten Jahre waren vorzugsweise geographischen Arbeiten gewidmet, für die er schon früher Neigung gewonnen hatte¹⁾. Besonderen Antheil nahm er an Bertuch's „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“, einer Zeitschrift, die gleichsam „ein allmonatliches Depôt von allen geographischen und statistischen Notizen²⁾“ bildete. Für das große, populär gehaltene Sammelwerk der „Neuesten Länder- und Völkerkunde“ übernahm er die Bearbeitung der Geographie Asiens³⁾. Auch an den übrigen periodischen Blättern Bertuch's betheiligte er sich⁴⁾.

Mehrfach schon hatte Lindner in den letzten Jahren seinen Watersbruder Gottlob Immanuel in Straßburg besucht⁵⁾. Bei einer schweren Krankheit, die ihn während eines solchen Aufenthaltes im Elsaß befiel, hatte er hülfsreiche Pflege von der Wittve eines französischen Beamten erfahren. Aus Dankbarkeit heirathete er dieselbe⁶⁾ um's Jahr 1810⁷⁾.

Seine Frau, geb. Reiffinger, geb. 1789, stammte aus Hünningen im Elsaß⁸⁾.

„Sie hatte Gutmützigkeit, auch Verstand, aber gar keine Geistesbildung“) . . .“ Die Ehe blieb kinderlos, war aber sonst nicht

¹⁾ So war in Armbruster's „Vaterländischen Blättern“ eine Beschreibung der Bukowina von Lindner erschienen. (Recke=Napierſky III, 80.)

²⁾ Allgemeine geographische Ephemeriden, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von Dr. F. F. Bertuch, Herzoglichem Weimariſchen Legationsrath. Weimar, im Verlage des „priv. Landes=Industrie=Comptoirs“ (so hieß das Centraltablissement Bertuch's). Die Jahrgänge 1811 - 13 enthalten vielfach Beiträge von Lindner.

³⁾ Th. F. Ehrmann's Neueste Kunde von Asien. Nach den Quellen bearbeitet, fortgesetzt v. Dr. F. L. Lindner. IIter Band: Süd=Asien. Mit Karten und Kupfern, Weimar 1812.

⁴⁾ An den Journalen „Paris und Wien“, „Journal des Luxus“, „Luxus und der Moden“, an Bertuch's „Bilderbuch für Kinder“. (Cfr. Recke=Napierſky III, 80.)

⁵⁾ Nekrolog 1845, S. 429.

⁶⁾ Wernhagen, Denkwürdigkeiten IX, 283.

⁷⁾ Lindner schreibt am 21. April 1818 hierüber an Rahel: „Wir sind 8 Jahre verheirathet.“

⁸⁾ Freundliche Mittheilung der Polizeidirection der königl. Haupt- und Residenzstadt München, laut der dort vorliegenden Einwohnerliste.

⁹⁾ Wernhagen, Denkwürdigkeiten IX, 283. Lindner selbst charakterisirt seine Frau folgendermaßen: „Sie ist eine kleine hübsche Frau, mit Gutherzigkeit,

unglücklich¹⁾). Erst als Lindner Zugang zu den höheren Kreisen gefunden hatte, trat die innere Verschiedenheit ihres beiderseitigen Wesens lebhafter hervor; zu einer Entfremdung ist es aber nicht gekommen²⁾). In den spätern Lebensjahren Lindner's gewann die Frau übermäßigen Einfluß auf ihren Gatten³⁾).

1813 beim Ausbruch der Freiheitskriege befand sich Lindner in Jena. „Als genauer Kenner der französischen Sprache“, sowie als Mann, „der in Sättel gerecht ist“, fand er hier beim Durchmarsche der französischen Truppen Gelegenheit, der Stadt einen Dienst zu erweisen. Auf Veranlassung der Stadtverwaltung übernahm er es, die Maßregeln behufs der Einquartirung und Verpflegung der fremden Truppen zu leiten. Hierbei erwarb er sich die Zufriedenheit der Bürgerschaft, die sich damals wegen der Kriegswirren in schwerer Nothlage befand.

Als wieder Ruhe eingetreten war, glaubte das Staatsministerium in Weimar sich ihm erkenntlich zeigen zu müssen und ernannte ihn auf seinen Wunsch zum außerordentlichen Professor (professor extraordinarius) der Philosophie an der Landesuniversität Jena⁴⁾).

Die neue Stellung erwies sich bald als eine wenig beneidenswerthe. Die Professoren wollten ihn nicht als gleichberechtigten Kollegen anerkennen, den Studenten war er wegen seiner Theilnahme an jener Einquartirungsangelegenheit als „Franzosenfreund“ verdächtig⁵⁾). Wie weit dieser Vorwurf berechtigt war, wissen wir

natürlichem Verstand und auch Heiterkeit ausgerüstet. Man muß lachen, wenn sie in ihrem Elsaßer Dialekt über Menschen und Verhältnisse ganz richtig urtheilt, während Alles, was „erlernt“ werden muß, ihr unzugänglich bleibt.“

1) Ibid. „Außer meiner Frau, die selbst ein Kind der Natur ist, habe ich keine andere Kinder. Wir leben gut mit einander. (L. an Rahel, Mühlhausen 21. April 1818.) Damit übereinstimmend Warnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 283.

2) Ibid.

3) Wolfgang Menzel, der Lindner in den 30er Jahren kennen lernte, erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“ (Leipzig-Bielefeld 1877), L. habe ihn „Mitleiden eingefößt, weil er unter einem grimmtigen Pantoffel stand“ (S. 424).

4) Diese Erzählung nach dem Berichte der „Deutschen Allgemeinen (Leipziger) Zeitung“ 1845, Nr. 152, S. 1430. Dieser Quelle entstammt wohl auch die Erzählung des Nekrologs 1845, S. 429.

5) Deutsche allgemeine Leipziger Zeitung 1845, Nr. 152, S. 1430 und Nekrolog 1845, S. 430.

nicht; Thatsache ist nur, daß die große nationale Bewegung der Freiheitskriege ihn völlig unberührt gelassen hat¹⁾. Sein Standpunkt blieb im Wesentlichen ein kosmopolitischer²⁾.

Im Sommersemester 1813 beabsichtigte Lindner Vorlesungen über Allgemeine Ethnographie, Physische und Politische Geographie, und Staats- und Verfassungskunde der Rheinbundstaaten. Ob er Zuhörer gefunden, ist fraglich; wenigstens kündigte er für's Wintersemester 1813/14 genau dieselben³⁾ Vorlesungen an.

Diese wenig ermuthigenden Anfänge, die in Lindner einen nachhaltigen Groll gegen das Universitätswesen erweckt haben mögen⁴⁾, bewogen ihn noch vor Ablauf eines Jahres, seine Jenaer Stellung aufzugeben⁵⁾. Er kehrte nach Weimar zurück, um seine Thätigkeit für's Bertuch'sche Industrie-Comptoir wieder aufzunehmen. Zwei neue Bände der „Länder- und Völkerkunde⁶⁾“ waren das Ergebnis seiner Arbeit.

Dreiundzwanzig Jahre hatte nun Lindner nicht in der Heimath gewohnt, wenigstens dieselbe, soweit wir sehen können, nicht für

1) „Der Zweck der Russen, Preußen, Oestreicher und Engländer liegt klar am Tage; was aber haben die Deutschen in diesem Kriege zu suchen?“ heißt es in einem seiner „Vertrauten Briefe“ v. J. 1814 (Geheime Papiere von Dr. Fr. L. Lindner, Stuttgart 1824, S. 80).

2) Lindner an Barnhagen (Straßburg 20. Mai 1818). „Hier sind einige confessions. Ich bin kein Preuße, kein Russe, kein Deutscher, kein Engländer, Franzose — aber ich möchte alles vereint sein — ein Mensch. Darum habe ich, als der Franzosenhaß gepredigt wurde, viel gelitten.“

3) L. Lindner ex itinere redux, publice 1) Ethnographiam universalem exschedis docebit privatim, 2) geographiam, physicam et politicam ex dictatis rerum politicarum in foederatis Germaniae regnis factarum, Schorchii libro (Schorch, Staats- und Adressbuch der Staaten des Rheinischen Bundes, Weimar 1812.) usurns, descriptionem exhibebit. (Freundliche Mittheilung des Herrn Dr. Martin, Universitäts-Bibliothekssecretär zu Jena, auf Grund der in dortiger Universitätsbibliothek vorliegenden Lectionskataloge.)

4) L. an Barnhagen (Stuttgart 19. Apr. 1819): „Ich bin kein Freund von Universitäten“ und an vielen andern Stellen, s. auch im „Manuscript aus Süddeutschland“ (London 1820) die Angriffe gegen dieselben S. 169, 170, 180 u.

5) Nekrolog 1845, S. 430.

6) a. „Gemälde der europäischen Türkei.“ Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde (Weimar 1813) und b. „Der 5te Erdtheil oder Australien. Geographisches Hand- und Lehrbuch, zur Belehrung und Unterhaltung. Nach den Berichten der glaubwürdigsten Reisenden entworfen.“ (Ibid. 1814.)

längere Zeit betreten. Der Wunsch, die Seinigen wiederzusehen, mochte lebendiger geworden sein; dazu werden äußere Umstände gekommen sein, die ihm den Gedanken der Heimkehr nahegelegt haben.

1814 begab er sich in Begleitung seiner Frau¹⁾ nach Kurland und übernahm die Verwaltung des väterlichen Gutes Abgulden²⁾. Daß er bei seiner geistigen Beweglichkeit die Vorgänge in West-Europa aufmerksam verfolgte, kann nicht befremden³⁾.

Raum zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung starb sein Vater⁴⁾ und nun duldete es ihn nicht mehr lange in Kurland. Er hatte während bewegter Zeit an Orten gelebt, in denen ein rühriges Leben herrschte; manche große Weltbegebenheit hatte sich fast in seiner unmittelbaren Nähe abgespielt; auch in sein Leben hatten die politischen Verhältnisse eingegriffen. Die provinzielle Abgeschlossenheit seiner Heimath, die reichere Thätigkeit damals nur wenig Spielraum bot, mochte geringe Anziehungskraft für ihn besitzen.

Zu Beginne des Jahres 1817 setzte er sich mit seinen Schwestern bezüglich des väterlichen Erbtheils auseinander⁵⁾ und kehrte dann wieder nach Deutschland zurück.

* * *

Im April des Jahres 1817 sehen wir Lindner in Weimar⁶⁾. Dort herrschte jetzt reges politisches Leben. Der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, gleich ausgezeichnet als Patriot, wie als Kunstmäcen, hatte seinem Lande die zugesagte Verfassung ertheilt

¹⁾ Das Mitauer Intelligenzblatt 1816 v. 18. März nennt unter den angekommenen Fremden „Herrn Professor Lindner nebst Gemahlin aus Abgulden.“

²⁾ Inland 1845, Sp. 395.

³⁾ Aus einem Briefe an Barnhagen ersichtlich (Frankfurt d. 7. Septbr. 1818).

⁴⁾ Siehe S. 536, Anm. 4.

⁵⁾ Friedr. von Klopmann, Kurländische Güterchroniken (Mitau 1858), Bd. I, S. 4. „Nach Lindner's Tode verkauften seine drei Töchter, verehelichte Urban, Lindemann und Richter, nachdem sie ihren Bruder, den Professor Dr. phil. Ludwig Lindner zu Mitau (soll heißen den ehemaligen Professor zu Jena, Friedr. Ludwig Lindner), abgefunden hatten, ihr gesamntes Pfandrecht an Alt-Abgulden 1817 den 26sten Februar (corr. 1818, 15. Juni) für 34,663¹/₃ Rbl. an den Oberstlieutenant und Ritter Ewald von Kleist.“

⁶⁾ Inland 1845, Sp. 395.

und in derselben auch volle Pressfreiheit gewährleist¹⁾). In Folge dessen entstand in kurzer Frist im kleinen Weimarer Lande eine Reihe von Zeitschriften²⁾, die es sich zur Aufgabe machten, ihre Leser für die constitutionellen Ideen jener Tage zu gewinnen. Leiter dieser Blätter waren meist Männer der Wissenschaft, zum Theil Professoren der Jenaer Universität, so Luden, Ofen.

In diesen Kreis trat nun auch Lindner, indem er zugleich anderweitige Bekanntschaften theils anknüpfte, theils erneuerte. In besonders freundschaftlichem Verhältnisse stand er zum Weimarer Kanzler von Gerstenberg; ferner gehörte Frau Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, und dessen Schwester Ubele zu seinem näheren Verkehre³⁾.

Bald nach seinem Erscheinen in Weimar finden wir Lindner an der Redaction des „Oppositionsblattes“ thätig, das er mit Gewandtheit leitete, indem er „die politische Arbeit als ernstestn Lebensberuf betrieb“⁴⁾. Die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands fanden im „Oppositionsblatt“ eingehende Besprechung; überall wo Nothstände und Mißbräuche zu herrschen schienen, lenkte das Blatt die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieselben⁵⁾. Ein besonderes Interesse legte es für die Verfassungsangelegenheiten an den Tag.

Obgleich im Allgemeinen mit dem Zweck und Geist der Weimarschen Blätter — besonders des Oppositionsblattes — übereinstimmend⁶⁾, theilte doch Lindner in manchen Punkten nicht ganz die Anschauungen seiner Collegen; so stand er namentlich in schroffem Gegensatz zu den deutschthümelnden Tendenzen⁷⁾, die auch in Weimar vielfach vertreten waren.

1) G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen Zweiter Band (Leipzig 1856), S. 484—88.

2) Ibid. II, 360. Ueber die Bedeutung dieser Presse s. ibid. II, 361.

3) Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 322. In seinen Briefen an Barnhagen spricht Lindner mit großer Herzlichkeit von Gerstenberg.

4) Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert Band II (Leipzig 1882), S. 409.

5) Ofr. Historisches Taschenbuch von Friedrich Raumer 1847. S. 572, 611, 613, 619, 649, 650 u. (kurze Auszüge aus dem Oppositionsblatte).

6) Lindner an Barnhagen (Mühlhausen, d. 21. April 1812).

7) Lindner an Barnhagen: „ich habe nie etwas als Fanatismus und Raserei bei den Deutschthümlern bemerkt.“ (Stuttgart, 26. März 1819.) „Die Herrn Görres, Zahn, Arndt, und Consorten sind mir immer ein horreur gewesen.“ (Stuttgart 26. Juli 1819.)

Das Blatt, an dessen Redaction er thätig war, wurde bald das angesehenste unter den Weimariſchen. Es „verſprach mehr und mehr eine Zeitung von Folgerichtigkeit und Bedeutung zu werden“¹⁾ — da gab Lindner dieſe Thätigkeit auf und verließ Weimar.

Bald darauf wurde ganz Deutschland durch die ſogenannte Kozebueſche Bülletinſangelegenheit auf's Lebhafteste in Erregung geſetzt. Mit dieſer Affaire ſtand Lindner's Perſönlichkeit im engſten Zuſammenhange.

Bekanntermaßen hatte Kozebue, der damals in Weimar lebte, ſich vom Kaiſer Alexander den Auftrag ertheilen laſſen, demſelben über alle neueren Erſcheinungen der deutſchen und franzöſiſchen Preſſe Bericht zu erſtatten.

Zum Copiren dieſer in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Berichte bediente er ſich eines Schreibers, der zugleich in einer Weimarer Kanzlei arbeitete. Dieſer Schreiber, Koch mit Namen²⁾, wohnte in demſelben Hauſe wie Lindner und da er der franzöſiſchen Sprache unfundig war, mithin die Arbeit rein mechaniſch verrichtete, wandte er ſich eines Tages an ſeinen Hausgenoſſen mit der Bitte, derſelbe möge ihm bei der Entzifferung einiger unleſerlicher Stellen im Kozebue'ſchen Manuscript behülflich ſein³⁾. Lindner erkannte ſofort, was er vor ſich habe, erbat ſich vom Kanzelliſten für kurze Zeit das Concept und benutzte dieſen Moment, um ſich einige Excerpte daraus zu machen⁴⁾. Die Excerpte Lindner's enthielten Auszüge, die Kozebue aus der „Nemefis“ und einigen andern liberalen Zeiſchriften gemacht

¹⁾ Gerwinus II, 361.

²⁾ „Isis“, Encyclopädiſche Zeitung (v. Ofen herausgegeben) 1818, Bd. I, Sp. 762.

³⁾ Briefe von Friedrich v. Genz an Pilat. Herausgegeben von Dr. Karl Mendelsſohn-Bartholdy, 2 Bände (Leipzig 1868), Bd. II, S. 350. Dieſes Werk iſt eine Quelle allererſten Ranges für die Zeitgeſchichte und darf ſelbſt eine höhere Bedeutung beanspruchen, als gleichzeitige officielle Dokumente. Genz äußert ſich in ſeinen Briefen mit vollſter Offenheit, ja Rückſichtsloſigkeit, gegenüber ſeinem langjährigen Vertrauten (Pilat war Redacteur des officiellen „Deſtreichſchen Beobachters“).

⁴⁾ Briefe von Friedrich v. Genz an Pilat. Herausgegeben von Dr. Karl Mendelsſohn-Bartholdy. 2 Bände (Leipzig 1868), Bd. II, S. 350 und Isis 1818, Bd. I, Sp. 762.

hatte, außerdem einige wenig anerkennende Bemerkungen über Juden, den Herausgeber der „Nemesis“¹⁾).

Diese Abschriften nun sandte Lindner nebst einem anonymen Briefe an Juden in Jena, „um denselben zu warnen, auf der Hut zu sein“²⁾. Juden faßte das Bülletin als grobe Denunciation und Verläumdung auf und veranlaßte, jedoch ohne Lindner's Vorwissen³⁾, den Abdruck des Bülletins, begleitet von eigenen Bemerkungen in seiner „Nemesis“. Das betreffende Heft der „Nemesis“ wurde jedoch confiscirt⁴⁾ und erst auf weitläufigen Umwegen gelangten die Lindner'schen Auszüge vom Bülletin Kogebue's zum Abdruck in der Allgemeinen (Nugsburger) Zeitung⁵⁾. Das Aufsehen, das diese Veröffentlichung machte, war sehr groß. Es begann ein literarischer Streit, dann ein langwieriger Proceß, den Kogebue wegen widerrechtlichen Abdruckes gegen Juden, Ofen und Ludwig Wieland⁶⁾ anstrebte, und der zur Verurtheilung beider Parteien führte⁷⁾. Die Veröffentlichung des Bülletins hat dann in weiterer Folge zur Ermordung Kogebue's durch Carl Sand geführt, die ihrerseits die unmittelbare Veranlassung zur „Demagogenheze“ gab.

Lindner, der eigentliche Urheber der ganzen Affaire, hatte noch vor Beginn des Processes Weimar verlassen und sich nach Mühlhausen im Elsaß begeben; nach eigener Angabe, nicht weil er die Folgen

¹⁾ Den vollen Wortlaut s. in der Allgemeinen (Nugsburger) Zeitung 1818, Beilage 31, S. 123 u. 124.

²⁾ Allg. Zeit. 1818, Nr. 82, S. 328 (Erklärung des Dr. Lindner).

³⁾ Ibid. „Wenn nach meiner Abreise von Weimar die Auszüge des erwähnten Bülletins gedruckt wurden, so habe ich keinen Theil daran. Es ist nicht an mir diese öffentliche Bekanntmachung zu tadeln und ich habe sie nicht hindern können.“

⁴⁾ Allgemeine Zeitung 1818, Beilage 31, S. 123.

⁵⁾ Siehe oben Anmerkung 1.

⁶⁾ Wieland hatte in seinem „Volk'sfreund“ (1818, 13 u. 14) gleichfalls die Lindner'schen Auszüge von dem Bülletin gebracht, doch wurden die betreffenden Nummern noch rechtzeitig confiscirt. Ofen hatte in seiner Isis (1818, Bd I, S. 203 fg.) ein in ironische Formen gekleidetes Referat über das Bülletin veröffentlicht.

⁷⁾ a. Urtheil der Königl. Sächs. Schöppen zu Leipzig (Isis 1818, Bd. I, 761) gegen Juden zc. — b. Urtheil der Juristenfacultät zu Würzburg. („Minerva“ 1818, Bd. IV, S. 227—30.) Urtheil gegen Kogebue.

seiner Enthüllung befürchtete, sondern aus rein privaten Gründen¹⁾. Von hier aus erließ er mehrere Erklärungen, in denen er sein Vorgehen zu entschuldigen suchte²⁾. Eine gerichtliche Klage gegen ihn sollte zwar erhoben werden³⁾, doch scheint die Angelegenheit nicht weiter verfolgt worden zu sein.

Von welchem Standpunkte aus wir auch die Handlungsweise Lindner's beurtheilen mögen — sein Vorgehen bleibt stets verwerflich. Es war ein arger Vertrauensmißbrauch, den er sich hat zu Schulden kommen lassen. Wenn Lindner das Verdienst für sich in Anspruch genommen, „einen Helden des Platten und Gemeinen in seiner Blöße dargestellt zu haben;“ wenn er späterhin sein Vorgehen als Entlarvung eines Verleumders bezeichnet hat, zu der jeder rechtlich Denkende verpflichtet sei⁴⁾, so ist das eine durchaus sophistische Ausführung.

Rogebue hatte in seinem Bülletin keineswegs Geheimnisse irgend welcher Art verrathen, sondern nur über Druckschriften berichtet, die aller Welt zugänglich waren. Wenn die Grundsätze des Bülletinschreibers bei Lindner und seinen Gesinnungsgenossen keinen Beifall finden konnten, so war das bei ihrer politischen Gegnerschaft nur zu erklärlich. Eine Nebeneinanderstellung der von Lindner gemachten Auszüge und der Ludenschen Bemerkungen⁵⁾ ergiebt bei nüchternerer Beurtheilung, daß die Behauptung, Rogebue habe die Aeußerungen der liberalen Presse auf gehässige Weise verfälscht, auf kleinliche Wortklauberei zurückzuführen ist.

Einen wenig günstigen Eindruck macht es ferner, daß Lindner anfänglich nicht wagte, ganz und voll für die Sache einzutreten,

1) Lindner an Barnhagen (Mühlhausen 19. April 1818): „Meine Frau wollte ihre Verwandten besuchen und so gingen wir nach Mühlhausen.“

2) Allgemeine Zeitung 1818 (Bd. I), Nr. 82, S. 328 u. Beilage 65, S. 258 u. 59.

3) Lindner an Barnhagen (Straßburg d. 21. Mai 1818): „Von Weimar erhielt ich heute die Nachricht, daß das dortige Criminalgericht mich wegen der Bülletinangelegenheit verklagen will. Der Brief mit diesem aviso ist schon am 25. April geschrieben, doch meldet man mir nichts darüber aus Mühlhausen.“

4) Lindner an Barnhagen (Mühlhausen 11. April 1818) u. Allgemeine Zeitung 1819, S. 338, Beilage 85, Erklärung gegen Vertheim.

5) Allgemeine Zeitung 1818, Beilage 31, S. 123 u. 124 und Isis 1818, Bd. I, S. 204—214.

sondern sich mit der Anonymität deckte. Erst als diese nicht mehr gewahrt werden konnte¹⁾, bekannte er sich als Autor des Begleitschreibens, das den an Juden gesandten Auszügen beigegeben war²⁾. Alles in Allem bildet diese Episode einen wenig erfreulichen Punkt in Lindner's Lebensgeschichte.

* * *

So weilte denn Lindner jetzt in Mühlhausen. In den ersten Tagen des Aprils (1818) erhielt er hier ein Schreiben, das eine Bekanntschaft einleitete, die seinem ganzen fernern Leben eine neue bestimmende Wendung geben sollte.

Das Schreiben kam von Barmhagen von Ense. Barmhagen, damals königlich preussischer Ministerresident am großherzoglich badenschen Hofe, war seit wenigen Jahren mit Rahel verheirathet. Als bei den Erörterungen über die Kozebuesche Angelegenheit, Lindner's Name durch alle Zeitungen ging, entsann sich Rahel des Jugendfreundes, von dem sie seit dessen Wiener Aufenthalt nichts erfahren hatte.³⁾ Ein Brief, den ihr Gatte auf ihre Veranlassung nach Weimar richtete, hatte Mittheilungen zur Folge, „die hinlängliche Merkmale gaben, um über die Person keinen Zweifel zu gestatten“ und so wandte sich denn Barmhagen an Lindner, gab sich als „wahren Freund“ Veit's und Gatte Rahels zu erkennen und forderte Lindner zu einem Besuche in Karlsruhe auf.⁴⁾ Die Antwort erfolgte rasch. In herzlichen Worten gab Lindner seiner Freude darüber Ausdruck, „daß ihm die frohe Möglichkeit“ eröffnet worden sei, „an eine schöne Vergangenheit eine schöne Zukunft anzuknüpfen“⁵⁾.

Zugleich erneuerte er den Briefwechsel mit Rahel⁶⁾, der seit

¹⁾ Isis 1818, Bd. I, S. 762. Gegen Lindner lag das Zeugniß des Kanzellisten Koch vor.

²⁾ Siehe dasselbe. Isis 1818, Bd. I, S. 202—203.

³⁾ Barmhagen, Denkwürdigkeiten IX, S. 263.

⁴⁾ Barmhagen an Lindner (Karlsruhe den 1. April 1818).

⁵⁾ Lindner an Barmhagen (11. April 1818).

⁶⁾ Rahel, ein Buch des Andenkens, II, S. 531 u. 32; 534—36, 538—40. Die Briefe enthalten nur wenig Sachliches; meist Betrachtungen.

Jahren in's Stocken gerathen war. Wiederum war es Veit, der den Anknüpfungspunkt zwischen den Beiden bildete.¹⁾

Auf eine wiederholte Einladung Barnhagen's, der sich Rahel anschloß²⁾, begab sich Lindner nach kurzem Aufenthalt in Straßburg bei seinem Oheim,³⁾ in Begleitung seiner Frau nach Karlsruhe. Hier wurden sie auf's Freundschaftlichste aufgenommen. Rahel fand Lindner ganz unverändert und „mit ihr knüpfte sich das alte Vernehmen bald wieder an“⁴⁾. Auch seiner Frau suchte sich Rahel zu nähern, wußte deren Zuneigung zu gewinnen und war nach Möglichkeit bestrebt, Differenzen zwischen den Gatten auszugleichen⁵⁾.

Rasch bahnte sich ein günstiges Verhältniß zwischen Barnhagen und Lindner an: die Persönlichkeit Lindner's erschien Barnhagen sehr sympathisch und bald ließ sich bei Beiden, trotz nicht unbedeutender Meinungsverschiedenheiten im Einzelnen, manches Gemeinsame in ihren Bestrebungen erkennen⁶⁾. Barnhagen, der, nicht immer im Einklange mit seiner Dienstpflcht, vielfache Beziehungen unterhielt, bemühte sich, Lindner in die große Welt einzuführen, um ihm eine reichere Thätigkeit zu erschließen: für eine solche glaubte er Lindner als vollauf befähigt zu erkennen⁷⁾. So vermittelte er die Bekanntschaft Lindner's mit Tettenborn, ehemaligem russischen General und derzeitigem badischen Minister; mit dem Geheimrath Friedrich, mit dem „großen“ Buchhändler Cotta und Anderen⁸⁾.

1) Ibid II, 531: „Veit ist todt. Nicht einmal einen Gedankenstrich mag ich zu diesem eisernen Zauber setzen. Unsere Freundschaft und der Grund derselben sind Veit's Kinder, gerathene Kinder: das floß als Schönstes aus ihm heraus.“

2) Ibid, II, S. 535 u. 536.

3) Lindner an Barnhagen (Mühlhausen d. 1. Mai 1818): Morgen schon sitze ich im Wagen, bleibe nur 2 Tage in Straßburg (beim Oheim) und bin also den 6. bei Ihnen.

4) Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 281.

5) Ibid IX, 283. Dem Einfluß Rahel's rühmt Lindner nach, daß seine Frau „Liebe und Streben zur Bildung gewonnen habe.“ (L. an Rahel, Straßburg 20. Mai 1818.)

6) Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 281 und Lindner an Barnhagen, Straßburg 20. Mai 1818: „Wir haben ein Ziel im Auge, dort müssen wir immer zusammen kommen.“

7) Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 283. „Ich erwarb in ihm einen ebenso treuen als fähigen Mitarbeiter.“

8) Ibid, IX 284.

Mitte Mai sehen wir Lindner wieder in Straßburg am Krankenbette des Oheims weiland, der sichtlich seiner Auflösung entgegenging¹⁾. Zu dieser Sorge um den Oheim kam die Ungewißheit über die Zukunft. Seine äußere Lage um diese Zeit scheint, nach einigen Andeutungen zu urtheilen, keine sonderlich günstige gewesen zu sein. „Auch das ist mir entgegen“, schreibt er unter dem 20. Mai an Rahel, — „daß ich jetzt eine Beschäftigung suchen muß, weil Zeit und Umstände mir nicht erlauben, diejenigen zu treiben, die ich schon in meiner Natur gefunden.“ In gedrückter Stimmung wandte er sich an Barnhagen, „den guten Engel in einer wichtigen Periode seines Lebens“²⁾, und bat ihn „sich umzusehen, ob irgendwo im süblichen Deutschland eine kleine Stelle für ihn ausfindig zu machen sei“³⁾.

Er sollte nicht umsonst Barnhagen's Vermittelung angerufen haben. Für den Spätherbst stand ein Congreß zu Nachen bevor, der nach officiellen Mittheilungen nur über die Sache der noch immer in Frankreich stehenden Occupationsarmee entscheiden sollte. Allgemein jedoch war die Ansicht verbreitet, daß auch andre, speciell deutsche Angelegenheiten hier ihre Erledigung finden sollten, so namentlich der badisch-baierische Streit um den Besitz der rechtsrheinischen Pfalz⁴⁾; der Umstand, daß die Hinzuziehung der nächstbetheiligten Regierungen zu den Verhandlungen als unnöthig erachtet wurde, konnte bei dem stets regen Argwohn der kleinen Höfe nur Mißmuth und Verstimmung hervorrufen; der Versuch eines offenen Widerstandes gegen diese „Bevormundung“ seitens der Großmächte mußte jedoch völlig aussichtslos erscheinen.

Die badische und die württembergische Regierung — Württemberg stand hier auf Badens Seite⁵⁾ — fannen deshalb auf einen Ausweg, sich über die Verhandlungen des Congresses rasche und

1) Lindner an Rahel (Straßburg 20. Mai 1818): „Ich sehe ihn langsam sterben; was ihm vom Leben übrig geblieben, ist nur noch der Schmerz. Nur auf Augenblicke flammt sein Geist auf in Helle und Heiterkeit.“

2) Lindner an Barnhagen (Straßburg d. 21. Mai).

3) Ibid „Ich kenne Sie zu gut, um zu wissen, daß Sie diese Eröffnung für ehrendes Vertrauen, nicht für Zudringlichkeit aufnehmen werden.“

4) Gervinus II, 602—605.

5) Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 375 und 376.

genügende Auskunft zu verschaffen. Um dieselbe Zeit bemühte sich auch Cotta, für die in seinem Verlage erscheinenden Zeitschriften — besonders für die Allgemeine (Mugsburger) Zeitung, einen Berichtserstatter aus Nachen zu gewinnen. Auf eine desbezügliche Anfrage an Lindner erklärte sich dieser bereit¹⁾.

Der Karlsruher und Stuttgarter Hof richteten ebenfalls ihre Aufmerksamkeit auf Lindner, der ihnen von Barnhagen, dem persönlichen Freunde der beiden süddeutschen Monarchen, auf's Wärmste empfohlen worden war²⁾. Lindner, der schon in den letzten Wochen im badischen Interesse publicistisch thätig gewesen war³⁾, ging mit Freuden auf den Antrag ein, da ihn die Aussicht reizte, das Getriebe der Diplomatie selbstthätig kennen zu lernen⁴⁾. Den Sommer des Jahres brachte er im Hause Barnhagen's zu, der nach Baden gegangen war. Hier herrschte lebendiges Treiben und heitere Geselligkeit und Lindner machte interessante Bekanntschaften⁵⁾. Eine Reise nach Stuttgart⁶⁾, die in diese Zeit fallen muß, wird er zu dem Zwecke unternommen haben, sich genauere Instructionen für die Art seiner Mittheilungen einzuholen.

Von dem russischen Geschäftsträger in Karlsruhe mit Pässen

¹⁾ Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 305.

²⁾ Ibid. 306. „Für den Wink wegen Herrn Lindner danke ich Ihnen sehr; die Kenntnisse und Talente dieses Mannes sind bekannt, weniger sein Charakter; Sie bürgen für ihn und das ist eine sehr gute Empfehlung, seine sehr delikate Mission wird hinlängliche Gelegenheit geben, ihn zu prüfen; wollten Sie es über sich nehmen, sein Verhältniß mit mir anzubahnen, so würden Sie mir einen wichtigen Dienst erweisen; die Bedingungen und vorzüglich die Art der Correspondenz zu leiten muß ich Ihrer Klugheit überlassen.“ (Aus einem Briefe des Königs von Württemberg an Barnhagen (Stuttgart d. 26. Juli 1818).

³⁾ Ibid. IX, 290.

⁴⁾ Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 306. In einem Briefe an Rahel (Mainz 13. Sept. 1818) spricht L. „seinen beiden Genien“ den Dank dafür aus, „daß er nicht mehr allein auf der Welt stehe, sondern für einen handgreiflichen Zweck thätig sein kann.“

⁵⁾ Ibid. IX, 319 fg.

⁶⁾ Aus einem Briefe Lindner's an Barnhagen (Karlsruhe 21. Aug. 1818) ersichtlich; vorher hatte ihm Barnhagen (Karlsruhe d. 30. Mai) geschrieben: „Vielleicht wird auch eine Reise nach Stuttgart nöthig sein.“

versehen¹⁾, begab sich Lindner schon gegen Ende August auf den Weg, um vorher noch die Rheingegenden zu besuchen. Seine Frau verweilte während seiner Abwesenheit bei ihren Verwandten in Worms²⁾. Den Bekannten gegenüber hatte Lindner mitgetheilt, daß er „im Auftrage und auf Kosten des Herrn von Cotta hinginge“³⁾. Doch blieb der eigentliche Zweck seiner Reise nicht lange geheim⁴⁾.

Gegen Ende August und Anfang September sehen wir ihn in Frankfurt am Main, wo er mehrere vielgenannte Persönlichkeiten kennen lernte⁵⁾.

Von Worms aus, wo er sich mehrere Tage aufhielt, richtete er ein persönliches Schreiben an den König von Württemberg⁶⁾. Nach kurzem Aufenthalt in Coblenz, wo er mit seinem spätern Gegner Görres zusammentraf⁷⁾, langte er endlich am 20. September in Aachen an⁸⁾.

Der Aufenthalt in Aachen sagte ihm nur wenig zu. In seinen Briefen an Barnhagen klagt er über die Langeweile, „die unendliche

¹⁾ Lindner an Barnhagen (Karlsruhe d. 21. Aug. 1818): „Herr von Strube hat mir einen Paß gegeben, worin steht: Der kurländische Gutsbesitzer Dr. und Professor F. L. v. Lindner, welcher gesonnen ist, in mehrere deutsche Länder zu reisen. Es ist recht diplomatisch, daß er nicht gerade Aachen hat schreiben wollen.“

²⁾ Lindner an Barnhagen (Frankfurt d. 7. Septbr. 1818).

³⁾ Ibid. d. 30. August 1818.

⁴⁾ Ibid. „Er (ein Dr. D...?) versicherte, allgemein davon in Karlsruhe gehört zu haben. Ich habe Niemanden über solche Dinge gesprochen.“

⁵⁾ So den Bremer Bürgermeister Schmidt, den badischen Gesandten Berthelm, den württembergischen Gesandten (am Bundestage) Wangenheim, die österreichischen Generale Langenau und Steigentesch. (Lindner an Barnhagen, Frankfurt d. 7. Septbr.)

⁶⁾ Lindner an Rahel (Mainz 13. Septbr.) und Barnhagen an L. (Baden 18. Septbr.). Näheres über den Inhalt seines Schreibens theilt Lindner nicht mit.

⁷⁾ Lindner an Barnhagen (Coblenz 16. Septbr.). Recht zutreffend ist die Charakteristik, die Lindner hier von Görres entwirft. „Sein ganzes Talent ist eine gothische Kirche, die mit weiten Spitzen in die Höhe strebt, aber im Grunde nichts bedeutet, und nur sich den Schritten einer geistreich heitern Zeit entgegenstellt.“

⁸⁾ Lindner an Barnhagen (Aachen d. 22. Septbr. 1818). Um seine Briefe „unbefugten Späherblicken“ zu entziehen, bittet er Barnhagen, ihm unter fremder Adresse zu schreiben.

Leerheit“ des dortigen Lebens; für die Zeitungen — die Augsburger Allgemeine und das Oppositionsblatt — schrieb er „Lobreden auf die hiesige Stille“¹⁾). Die Resultate seiner Nachforschungen befriedigten ihn nur wenig. „Alle Welt forscht nach Neuigkeiten und Niemand erfährt etwas, weil Jeder mehr wissen möchte. So sicher wird das Geheimniß bewahrt“²⁾).

Der Einflußreichste der in Aachen versammelten Diplomaten war fraglos Friedrich von Genz, der Protokollführer des Congresses, der damals auf dem „Culminationspunkte seines Lebens“³⁾ stand. Diesem suchte nun Lindner sich zu nähern, offenbar um ihm Einiges über die Verhandlungen des Congresses zu entlocken, doch waren seine Bemühungen erfolglos: der Eindruck, den er zunächst auf Genz machte, war ein entschieden ungünstiger⁴⁾).

Zudem sollte Lindner's Aufenthalt in Aachen nur von kurzer Dauer sein. Die Kokebuesche Angelegenheit hatte denn doch zu viel Staub aufgewirbelt, als daß den Diplomaten die Anwesenheit des verdächtigen Mannes in Aachen hätte erwünscht sein können.

Auf dringendes, wenn auch in glimpfliche Formen gekleidetes Anrathen des russischen Gesandten Mopäus — (Lindner war als

¹⁾ Lindner an Barnhagen (Aachen d. 4. October 1818).

²⁾ Ibid.

³⁾ Genz an Pilat I, 366. Mit Recht durfte damals Genz von sich sagen: „Ich bin das Werkzeug und vielleicht ist es nicht übertrieben, stolz zu sagen, das Band von 5 hier selbst versammelten Cabinetten, zwischen welchen es kein einziges Geschäft giebt, das nicht auf die eine oder andere Weise durch meine Hände ginge“ (ibid I, 356).

⁴⁾ Ibid. S. 346. „Unter Andern befand sich hier auch der Herr Dr. u. Professor Lindner, der mit 2 Empfehlungsschreiben ausgestattet mir zu Leibe ging. Nachdem er mehrere Mal umsonst gekommen war, schickte er mir einen dritten Brief u. zwar von Cotta. Er ist ein sehr mittelmäßiger Mensch, der sich gar zu gern bei uns oder andern ehrlichen Leuten einschuftern möchte. Ich erklärte ihm in ziemlich vornehmem Tone, daß wir solche Gehülfen weder suchten, noch brauchen könnten, sondern uns wohl selbst zu behaupten wissen würden u. s. w.“ — Wie hieraus ersichtlich, hat sich Genz über den Zweck dieses Besuches völlig geirrt. Auch ist späterhin sein Urtheil über Lindner ganz anders geworden, wie wir sehen werden. — Genz nennt hier sein Zusammentreffen mit L. die „erste Bekanntschaft“; hierdurch wird die entgegenstehende Neußerung Barnhagen's (Denkwürdigkeiten IX, 377) hinfällig.

geborener Kurländer noch russischer Unterthan) — sah er sich veranlaßt, Machen schon in den ersten Tagen des Oktober zu verlassen¹⁾.

Er begab sich nach Karlsruhe zu Barmhagen, um sich mit demselben über die Schritte zu berathen, die er nun ergreifen sollte. Vor Allem galt es, die beiden Regierungen, in deren Auftrage er thätig gewesen, über das Geschehene zu beruhigen. Sogleich nach seiner Ankunft stattete daher Lindner dem badischen Minister Berstett einen Besuch ab und stellte ihm die Sachlage dar²⁾.

Dann begab er sich nach Stuttgart.

* * *

In Stuttgart hatte die Nachricht von Lindner's halb erzwungener Entfernung anfänglich peinliches Aufsehen erregt; namentlich zeigte sich Cotta sehr bestürzt. Als aber der König selbst auf die Sache kein großes Gewicht zu legen schien, gerieth der Zwischenfall allmählich in Vergessenheit³⁾.

Lindner beabsichtigte anfangs, seine Angelegenheit vor den Kaiser Alexander zu bringen. Erst als Barmhagen ihm dringend hiervon abrieth, weil man sich voraussichtlich „zu ausführlicher Erörterung nicht Zeit noch Mühe nehmen“ könne und dieses Vorhaben ihn in einen Kampf ziehen könne, der jetzt gerade besser zu vermeiden sei⁴⁾, stand er hiervon ab und wünschte sich „von russischer Seite nichts, als daß man nicht weiter an ihn denke“⁵⁾.

Statt dessen verfaßte er in den ersten Tagen seines Stuttgarter Aufenthaltes, „inmitten eines aufregenden Lebens an einem neuen Orte, unter neuen Menschen und ungeprüften Verhältnissen“⁶⁾, eine Denkschrift über seine Angelegenheit, die Cotta dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg in Machen persönlich überreichen sollte⁷⁾.

¹⁾ Barmhagen, Denkwürdigkeiten IX, 277. Damit völlig übereinstimmend Lindner's eigener Bericht (in einem Briefe an Barmhagen, Machen, 24. Oktbr. 1818).

²⁾ Barmhagen, Denkwürdigkeiten IX, 378 und 379.

³⁾ Barmhagen, Denkwürdigkeiten IX, 379.

⁴⁾ Barmhagen an Lindner (Karlsruhe 14. Oktobr. 1818).

⁵⁾ Lindner an Barmhagen (Stuttgart d. 17. Oktbr. 1818).

⁶⁾ Lindner an Barmhagen (Stuttgart d. 17. Oktbr. 1818).

⁷⁾ Ibid.

Da die Affaire mit Kogebue in Folge der Entfernung Lindner's von Nachen auf's Neue in den Zeitungen angeregt wurde, gedachte Lindner noch einmal öffentlich gegen alle wider ihn gerichteten Angriffe aufzutreten. Wiederholt mußte ihn Barnhagen mahnen, sich „nicht aus der unerschütterlichen Besonnenheit herauslocken zu lassen“¹⁾. Um ihm das Schweigen zu erleichtern²⁾, übernahm Barnhagen seine Vertheidigung zu führen; zu diesem Ende verfaßte er einen Aufsatz „Stimmen aus dem Publicum über die Sache des Dr. Lindner“³⁾, wofür ihm dieser in überschwänglichen Worten seinen Dank aussprach⁴⁾.

Nicht geringe Sorge bereitete Lindner die Unbestimmtheit und Unsicherheit seiner neuen Verhältnisse. Eine literarische Verbindung mit Cotta war zwar verabredet, doch bot sie wenig Garantien auf Dauer⁵⁾. „Nur von Hoffnungen muß ich leben, keine Erfüllung stärkt meine Anstrengung!“⁶⁾ klagt er seinen Freunden. Namentlich drückte ihn die Ungewißheit darüber, wie der König selbst über ihn denke.

„Herr von Meyern“ (der König von Württemberg)⁷⁾ „hat zwar durch Cotta sagen lassen, er hätte nichts gegen die literarische Verbindung, in welcher ich mit Letzterem stehe; aber das ist auch Alles. Wie er meinen Brief aufgenommen, ist ein Geheimniß, das mir nicht wohlthut, weil sie gewiß in gutem Sinne geschrieben waren“⁸⁾,

¹⁾ Barnhagen an Lindner (Karlsruhe d. 23. Octbr. und 1. Decbr. 1818).

²⁾ Ibid.

³⁾ Barnhagen an Lindner (Karlsruhe den 21. Januar 1818). Der Aufsatz erschien im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ 1819, Nr. 7.

⁴⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart den 5. December 1818): „Was im Herzen vorgeht, läßt sich nicht mit Worten, durch irgend einen Laut bezeichnen; nur Musik ist Ausdruck der Empfindung“ u. s. f.

⁵⁾ Am 5. Decbr. 1818 meldet Lindner, daß er mit Herrn von Cotta „noch nicht auf's Reine“ sei.

⁶⁾ Lindner an Rahel (Stuttgart 1. Novbr. 1818).

⁷⁾ Eine Randglosse Barnhagen's zu einem Lindner'schen Briefe besagt, daß unter dem „Herrn von Meyern“ in den beiderseitigen Briefen der König von Württemberg zu verstehen sei, — wohl eine Vorsichtsmaßregel zur Vermeidung von Ungelegenheiten, die durch das, damals nur allzuhäufige, Erbrechen der Briefe seitens Unbefugter entstehen könnten.

⁸⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart d. 1. Novbr. 1818).

aber „eine bloße mitleidige Toleranz, so lange ich schweige, erscheint mir ungroßmüthig“¹⁾).

Anfang December fand Lindner eine Anstellung „als eine Art von Redakteur“ an den „Europäischen Annalen“²⁾, die in Cottas Verlage erschienen. In der Hoffnung, daß diese Beziehungen sich zu dauernden gestalten würden, beschloß Lindner, nach 6wöchentlichem „wenig erheiterndem Wirthshausleben“³⁾ sich endgültig in Stuttgart niederzulassen, und mit großem Behagen schilderte er Rahel die Reize seiner neuen Häuslichkeit⁴⁾. „Zu Hause wenigstens muß es dem Menschen wohl sein“⁵⁾.

In den nächsten Monaten sehen wir ihn eifrig als Mitarbeiter an Zeitschriften beschäftigt, — besonders an den Cottaschen Blättern — der Allgemeinen, dem Morgenblatt und den Annalen; daneben brachten auch das Oppositionsblatt, die Rheinischen Blätter, die Speiersche Zeitung und der (Pariser) Vrai Liberal Beiträge von ihm⁶⁾.

Seine Hauptthätigkeit aber um diese Zeit nahm eine Uebersetzung in Anspruch, die er von den Untersuchungen Bailleul's über ein hinterlassenes Werk der Frau von Staël veranstaltete⁷⁾. Diese „Untersuchungen“, — ein bedeutames Werk, — hatten im Original ungewöhnliches Aufsehen erregt und der stets schwarzseherische Genz befürchtete ein Gleiches von der Uebersetzung Lindner's⁸⁾.

Die eigenen Zuthaten Lindner's bei dieser Arbeit beschränken sich zumeist auf Anmerkungen, die auf liberale Phrasen gegen „Paffenthum“ und „Feudalwesen“ hinauslaufen, daher auch keinen

¹⁾ An denselben (den 5. December).

²⁾ Ibid.

³⁾ Lindner an Rahel (Stuttgart d. 1. Novbr. 1818).

⁴⁾ Lindner an Rahel (den 23. Novbr. 1818).

⁵⁾ An dieselbe (d. 1. Novbr. 1818).

⁶⁾ Lindner an Barnhagen den 5., 17., 31. Decbr. 1818 und den 23. Januar, 7. März, 26. März, 19. April, 1. Mai 1819.

⁷⁾ J. Ch. Bailleul, examen critique de l'ouvrage posthume de M-me de Staël; Considérations sur les principaux événements de la révolution française (Paris, 2 tomes 1819).

⁸⁾ Genz an Pilat. I, 385. „Das Buch hat in Deutschland unendlichen Schaden gestiftet, und wird nun nach Lindner's Bearbeitung erst recht in alle Adern dringen.“

Anspruch erheben, „bei vornehmen Herrn Beifall zu finden“¹⁾. Ein selbständiger Zusatz Lindner's — einen Beitrag zur Charakteristik der Frau von Staël enthaltend — wurde von Aug. Wilhelm von Schlegel, dem Freunde der Verstorbenen, heftig beanstandet²⁾; Lindner blieb ihm die Antwort auf diesen Angriff nicht schuldig³⁾, zur großen Befriedigung Rahels⁴⁾.

Lindner's gesellschaftlicher Umgang in seiner ersten Stuttgarter Zeit war nicht gerade groß: Le Bret (Le Bret), Redacteur der „Allgemeinen Zeitung“; die befähigte Schauspielerin Auguste Brede und Cotta bildeten seinen nähern Verkehr⁵⁾; dazu kam noch etwas später ein würtemberger Staatsmann, der Baron von Schmitz-Grollenburg⁶⁾. Ab und zu besuchte Lindner seine Karlsruher Freunde⁷⁾.

Allmählich begann er sich in Stuttgart zu acclimatificiren, wozu seine freundliche Häuslichkeit nicht wenig beitrug⁸⁾. Einen Gedanken freilich, den er gelegentlich äußerte, sich ganz vom öffentlichen Leben zurückzuziehen⁹⁾, vermochte er auf die Dauer nicht festzuhalten. Die politische Bewegung, die damals durch den ganzen Südwesten Deutschlands ging, mußte auch sein Interesse fesseln.

Es war die Zeit, wo sich in Süddeutschland ein auf Volksrepräsentation gegründetes Verfassungsleben zu entwickeln begann. Speciell in Württemberg war der neue König Wilhelm eifrig bemüht, den Verfassungstreit mit den Ständen beizulegen, den er noch von seinem Vater, König Friedrich, überkommen hatte. Ein seltsames Schauspiel bot sich hier dar! Das Volk suchte sein 1805¹⁰⁾ ver-

1) Lindner an Barnhagen (Stuttgart 23. Jan. 1819). In den Anmerkungen zieht Lindner häufig Parallelen zwischen deutschen und französischen Verhältnissen, die zu Gunsten der letztern ausfallen.

2) Allgemeine Zeitung 1820, Beilage 3.

3) Ibid. Beilage 14.

4) Rahel, ein Buch des Andenkens III, 26.

5) Lindner an Rahel, 1. Novbr. 1818 und 2. April 1819.

6) Witgen von Döring, Fragmente aus meinem Leben, Bd. I (Leipzig 1830), S. 307.

7) Aus mehreren Briefen ersichtlich.

8) Ein ansprechendes Bild derselben entwirft Lindner in einem Briefe an Rahel (Stuttgart 7. März 1819).

9) Ibid. Stuttgart 23. Novbr. 1818.

10) 1805 war Kurfürst Friedrich König und zugleich völlig souverain geworden, 1805—15 hatte in Württemberg der willkürlichste Absolutismus geherrscht.

nichtetes „gutes altes Recht“ wiederzugewinnen, das auf mittelalterlichem Ständewesen beruhte (und zwar hier in der Gestalt einer Oligarchie von Theologen und Beamten, „Helfern und Schreibern“); der König dagegen erstrebte eine Volksrepräsentation im modernen Sinne. Nachdem das Ultimatum des Königs, der freisinnigste Verfassungsentwurf der vormärzlichen Zeit, am 2. Juni 1817 fast einstimmig verworfen worden war, hatten endlose Verhandlungen begonnen, die noch immer nicht zum befriedigenden Resultate führen wollten¹⁾.

Daß Lindner auf Seite des Königs trat, der die Sache des Liberalismus zu verfechten schien, ist begreiflich. Für das Sympathische, das trotz Allem in den Bestrebungen der „Altrechtler“ lag, hatte er keinen Blick: sie erschienen ihm in ihrem pietätvollen Eintreten für die altherwürdige, wenn auch unzeitgemäße Verfassung einfach als „Dickköpfe“, als „Schreiberseelen“²⁾.

Unter den wenigen Männern, die während des Verfassungsstreites zum Könige hielten, ragte Cotta hervor. Bei diesem nun regte Lindner den Gedanken an, eine Zeitschrift mit der Tendenz herauszugeben, für die constitutionellen Ideen Propaganda zu machen³⁾. So entstand die „Tribüne“, Württembergische Zeitung für Verfassung und Volkserziehung zur Freiheit⁴⁾. „Der Leser werde“ — hieß es in der Ankündigung — „in diesen Blättern keine gewöhnlichen Zeitungsnachrichten, sondern nur die Kunde solcher Ereignisse und die Beurtheilung solcher Meinungen finden, die Einfluß auf das Fortschreiten der Gesellschaft zum Ziele gesetzmäßiger constitutioneller Ordnung haben.“

Am ersten Juli 1819 erschien die erste Nummer des neuen Unternehmens. Bald durfte Geng die „Tribüne“ als das „wichtigste aller demokratischen Journale“ bezeichnen, als das „eigentliche Organ

¹⁾ Gervinus II, bef. 474—484.

²⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart d. 17. Oktober 1818).

³⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart den 3. Juni 1819): „Ich habe bei meinem Freunde Cotta darauf gedrungen, daß er mir einen selbständigen Wirkungskreis zugestehen müsse, wenn unser Verhältniß zu beiderseitiger Zufriedenheit von Dauer sein sollte. Ich wollte ein Journal für constitutionelles Leben schreiben.“

⁴⁾ Barnhagen hatte den Titel „Lootse“ proponirt, den Lindner als nicht ganz zutreffend bezeichnete. (L. an Barnhagen, Stuttgart 19. Juni 1819.)

der revolutionären (nicht conspirirenden) Partei¹). Auswärtige Klagen blieben nicht aus; die Minister mahnten zur Vorsicht und warnten vor Ueberschreitung der Grenzen²).

Mit regem Eifer hatte Lindner vor Erscheinen des Blattes überall in Süddeutschland, besonders in Baden, Mitarbeiter zu werben gesucht³); die erste Begeisterung war bald verflogen. Zernwürfnisse mit Cotta, der die Tribüne „so ansah, als wäre sie sein Werk“, dem die „Würde des Journals“ nicht immer gewahrt schien, ließen Lindner bald erkennen, „daß die glückliche Täuschung, durch die Tribüne einen angemessenen Wirkungskreis gefunden zu haben, schnell vorübergegangen war⁴). Auch das finanzielle Ergebniß war kein aufmunterndes. „Noch hat die Tribüne“ — schreibt Lindner am 24. August, „nicht so viel Abnehmer, daß die Kosten gedeckt werden und gehen keine 200 Exemplare davon ab.“

Und doch hatte er gerade jetzt „wie zufällig entdeckt, daß ein Andern einen Fonds hergegeben“⁵). Dieser „Anderer“ kann nur der König selbst gewesen sein, der wenige Wochen vorher aus seiner bisherigen Reserve gegenüber Lindner herausgetreten war⁶).

Am 12. September 1819 hatte Lindner seine erste Audienz bei dem Könige⁷). „Ich habe Herrn von Meyern (den König von Württemberg) gesprochen“ — schreibt er am 16. des Monats dar-

¹) Genß an Pilat (I, 406).

²) Lindner an Barnhagen (Stuttgart, 16. Sept. 1819): „Auswärtige Klagen gegen mich sind schon eingekommen, auch von Ihrer Gegend. Die Minister verlangen, daß, im Fall auswärtiger Klagen, ich mir gefallen lassen will, daß die Tribüne sogleich ohne Protest durch Ministerialbeschuß verboten werden könne.“

³) Ibid. (Stuttgart 19. Juni 1819): „Also schicken Sie mir etwas, es sei so wenig, als Sie wollen. Auch Friedrich, Winter, Dattlinger, Liebenstein (der kurz vorher eine glänzende Rede in der Badischen Kammer gehalten) sollen an mich denken.“

⁴) Lindner an Barnhagen (Stuttgart den 24. August 1819).

⁵) Ibid.

⁶) Lindner an Rahel (9. Juni): „Dem Könige hat die Erklärung gegen Berkeheim (cfr. S. 551, Num. 4) gefallen, und viele Leute sind jetzt ganz freundlich gegen mich, die früher glaubten, ich wäre der Niemand.“

⁷) Besuch Lindner's um eine Audienz v. 10. Septbr. 1819 und Mittheilung des Staatssecretärs vom 11. Septbr., der König habe ihn zu „morgen 12 Uhr“ beschieden. (Königl. Württemberg. Geheimes Cabinetearchiv.)

über an Barnhagen — „menschlich, edel, wohlwollend ist er mir erschienen, als ein wahrer Engel unter den Menschen. Freundlich, väterlich kann ich sagen, empfahl er mir Vorsicht: Denken Sie, sagte er, daß ich geplagt werde, als trüge ich die Schuld der Preßfreiheit. Denken Sie an mich! Man kann Alles sagen, nur mit Vorsicht muß man es sagen.“

Obgleich der König ihm gesagt, „er wünsche Glück zur Fortsetzung der Tribüne,“ hielt Lindner das Aufhören derselben doch für wahrscheinlich; denn wenn er auch von seinen Zwistigkeiten mit Cotta ganz ablah, erschienen ihm doch die Bemühungen um Verbreitung constitutioneller Ideen unter dieser „Schreiberoligarchie“ als recht erfolglos¹⁾.

„Mitten in dieser Ungewißheit“ wurde ihm „eine Stelle in Kopenhagen angetragen, auch als Journalist“²⁾; zu einem Ergebnis haben desbezügliche Unterhandlungen nicht geführt, da die Annäherung zwischen dem Könige und Lindner nun mit raschen Schritten vor sich gegangen ist.

Nach der Mittheilung eines sonst sehr verdächtigen Zeugen, dessen Angabe aber hier, nach dem Vorhergegangenen zu schließen, nichts Unwahrscheinliches enthält, erhielt Lindner auf Veranlassung des königlichen Vertrauten, Justizministers von Mauckler, den Auftrag, dem Könige „über den Fortgang der ständischen Angelegenheiten und Verhandlungen unmittelbare Rapporte abzustatten.“ So glaubte der König Manches zu erkennen, was ihm seine Minister verschwiegen“³⁾.

Am 24. resp. 26. September 1819 wurde der langwierige Verfassungsstreit endlich durch Nachgiebigkeit der Stände, die ein Eingreifen der Großmächte in absolutistischem Sinne befürchteten, zum Abschluß gebracht⁴⁾. Der erste ordentliche Landtag des Königreiches sollte im Januar 1820 beginnen. Zur Eröffnung desselben

¹⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart, den 16. Septbr.). Lindner spricht in den wegwerfendsten Ausdrücken von den Ständen, unter denen er „kein Talent, keinen Kopf, kein Herz, keinen Nerv, kein Auge“ erblickt.

²⁾ Lindner an Barnhagen (Stuttgart, 20. Septbr. 1819).

³⁾ Wit, Fragmente I, 299.

⁴⁾ Gervinus II, 649.

ließ Lindner eine Schrift ausgehen, die auf die Bedeutung dieses Momentes hinweisen sollte¹⁾.

Zu Beginn des Jahres 1820 hatte Lindner eine literarische Fehde mit dem liberalen Abgeordneten Kessler, der in List's „Volksfreunde“ Ansichten über die Budgetverwaltung Württembergs hatte laut werden lassen²⁾, die im Widerspruche zu den Anschauungen der Regierung standen. In einer in Gesprächsform gekleideten Schrift³⁾ läßt Lindner den Severus, den einen der beiden Freunde, die hier auftreten, einen heftigen Ausfall gegen Kessler machen: unter dem Vorgeben, als halte er die Unterschrift Kessler's (in dem Artikel der Zeitung) für erschlichen, wirft Severus dem Abgeordneten Kessler Mangel an staatsmännischer Einsicht, schülerhaften Dilettantismus und dergleichen mehr vor. Die Art der Polemik ist eine sehr gehässige und berührt wenig angenehm.

Gegen Ende Juli erbat sich Lindner einen vier- bis sechs-wöchentlichen Urlaub für eine Reise in die Schweiz⁴⁾. Nach Angabe Wit's, gen. v. Döring, hatte die Reise den ausgesprochenen Zweck, den Grafen Benzel-Sternau, ehemaligen Premierminister des Fürsten Primas des Rheinbundes, im Auftrage des Königs zum Eintritt in's württembergische Cabinet zu bewegen⁵⁾.

¹⁾ „Patriotische Gedanken bei Eröffnung der Ständeversammlung in Württemberg, veranlaßt durch einige Unvorsichtigkeiten des Volksfreundes aus Schwaben“ (Stuttgart, 1820).

²⁾ Verfasser dieser gegen Kessler gerichteten Schrift ist Lindner. Dies ergibt sich aus einem Berichte Küster's (preussischen Gesandten an den süddeutschen Höfen) v. 12. Febr. 1820 (sfr. v. Treitschke, Deutsche Geschichte III, S. 58), s. auch Weise, Nachträge und Fortsetzungen (zu dem Necke-Mapiersky's livländischem Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon), Bd. II (Mitau 1861), S. 16.

³⁾ Der volle Titel desselben: „Der Volksfreund aus Schwaben“, Nr. 8 v. 26. Januar 1820. Ein Gespräch zwischen Severus und Hilarius (Stuttgart 1820). Diese beiden Schriften (die Schrift zur Eröffnung der Württembergischen Ständeversammlung, und das Libell gegen Kessler) sind mithin die ersten auf Veranlassung des württembergischen Königs verfaßten Arbeiten Lindner's.

⁴⁾ Eingabe Lindner's an den Staatssekretär, Freiherrn v. Bellnagel (Stuttgart, den 22. Juni 1820). Antwort desselben (vom 23. Juni 1820): „Ew. Hochw. benachrichtige ich auf Ihre gefällige Zuschrift vom gestrigen, daß ich Ihren Wunsch wegen Erhaltung einesurlaubes von 4—6 Wochen zu einer Reise in die Schweiz zur Kenntniß Seiner Majestät gebracht habe, Höchstwelcher demselben gerne entsprechen haben wollen.“ (Königl. Württemberg. Geh. Cabinets-Archiv.)

⁵⁾ Wit, Fragmente I, S. 263.

Bald nach Lindner's Heimkehr nach Stuttgart erschien ein Werk, das ganz ungewöhnliches Aufsehen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarstaaten erregte. Es hieß das „Manuscript aus Süddeutschland, herausgegeben von George Erichson, London bei James Grighe 1820.“ Verfasser dieses Werkes war, wie darzuthun sein wird, Friedrich Ludwig Lindner.

II. Das „Manuscript aus Süddeutschland“.

Um den Ideen des Manuscripts in ihrem historischen Zusammenhang näher zu treten, scheint es uns geboten, zuvor einen Blick auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse seit dem Jahre 1815 zu werfen.

Es sei hier kurz daran erinnert, wie der neugestiftete „deutsche Bund“ weder den Hoffnungen der Nation auf eine kraftvolle Centralgewalt entsprach, noch genügende Garantien für eine freiheitliche Entwicklung zu bieten schien; wie Preußen, das sich durch seine glänzenden Waffenthaten während der Befreiungskriege die Sympathieen der Patrioten erworben, nach kurzem Schwanken in die Bahnen der Reaction einlenkte; wie nach einer „vereinzeltten Freveltthat eines überspannten Jünglings“¹⁾ jene Beschlüsse von Carlsbad zu Stande kamen, „in denen sich zuerst der ganze furchtbare Despotismus des dominirenden (Wiener) Cabinets“²⁾ kundgab; wie endlich in den norddeutschen Staaten theils unbedingte Restauration stattfand, theils die altständischen Verfassungen, die auf der mittelalterlichen Basis der Vertretung einzelner bevorrechteter Stände beruhten, in ihrem vollen Umfange erhalten blieben.

Ueberall im Norden also — mit Ausnahme der thüringischen Kleinstaaten — Restauration, Reaction, im besten Falle (wie in Sachsen) starre Unbeweglichkeit.

Völlig anders hatten sich indessen die Verhältnisse im Süden entwickelt.

Während des Wiener Congresses zwar hatten sich gerade die Vertreter der süddeutschen Staaten auf's Bestimmteste gegen eine

¹⁾ Gerwinus II, 633.

²⁾ Friedrich von Weech, Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Ministerialkonferenzen in Karlsbad und Wien (Leipzig 1805), S. 16.

Verkürzung der aus rheinländischer Zeit stammenden Souveränität ausgesprochen; Hand in Hand damit ging ihr Widerstreben gegen jegliche Einschränkung der Regierungsgewalt zu Gunsten der Volksrechte. Als aber die beiden Großmächte des Bundes eine entschieden anticonstitutionelle Richtung zu verfolgen begonnen hatten, traten wiederum die süddeutschen Regierungen an die Spitze der constitutionellen Bewegung. Noch während des Wiener Congresses hatte Nassau eine Verfassung erhalten. Im Mai 1818 kam die bairische Constitution zu Stande, wenige Monate darauf die badische und im September 1819 wurde der langwierige württembergische Verfassungstreit auf dem Wege freier Vereinbarung zwischen König und Ständen beigelegt. Im December 1820 gelangte auch die Verfassung von Hessen-Darmstadt zu definitivem Abschluß.

So hatten denn nun sämtliche Staaten des Südwestens Constitutionen erhalten, die auf dem Principe unmittelbarer Volksvertretung beruhten.

Auf den Werth, die Bedeutung dieser Verfassungen werden wir in anderem Zusammenhange zu sprechen kommen: sie haben manches Unheilvolle verhütet, aber auch manches Förderliche vereitelt. In den ersten Tagen constitutioneller Freiheit konnten sich allerdings unter den Freunden der Verfassung Stimmen nüchterner Beurtheilung kaum hervorwagen. Das bloße Wort „Verfassung“ übte einen Zauber aus, von dem wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können.

Diese gänzlich verschiedene Entwicklung der Verhältnisse im Norden einerseits, im Süden andererseits, ist von bedeutenden Folgen gewesen. Im Bewußtsein seiner constitutionellen Formen begann der Süden sich „in die Täuschung einzuwiegen, als wäre er unendlich vorgeschritten gegen das absolutistische Preußen;“ immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung, „als ob der Kern des wahren Deutschlands im constitutionellen Südwesten zu suchen sei“¹⁾. Der Süden fühlte sich dem Norden gegenüber als das Land der Freiheit

¹⁾ K. Klöpfel, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung, 1848—1871. (2 Bände, Berlin 1872 und 1873.) S. Band I, S. 6. Dieses Werk, in klarer und übersichtlicher Darstellung gehalten, enthält den ersten Versuch, eine deutsche Geschichte der neuesten Zeit vom Standpunkt der Unionstendenzen zu schreiben.

und Aufklärung, den beiden „halbslawischen“ Großmächten gegenüber als das „reine unvermischte“ Deutschland¹⁾). Das allgemeine deutsche Nationalgefühl, das durch die Freiheitskriege mächtig angeregt worden war, verlor sich mehr und mehr; an seine Stelle trat ein Bewußtsein oberdeutscher Eigenart und Stammesverwandschaft. „Eher werden Bären und Adler mit einander Hochzeit halten, als Süd- und Nordländer sich vereinigen“²⁾), verkündete die Münchener „Allemannia“, ein vielgelesenes Blatt, und sie fand zahlreiche Gläubige.

Diese Stimmungen und Sympathien, die die weitesten Schichten der Gesellschaft durchdrangen, haben denn auch den Boden für eine erfolgreiche spezifisch süddeutsche Politik vorbereitet. Der Gedanke, die constitutionellen Staaten des Südwestens gleichsam zu einer dritten Gruppe innerhalb des deutschen Bundes zu vereinigen, die im Stande wäre, der Uebermacht der beiden Großmächte die Wage zu halten — dieser Gedanke mußte sich wie von selbst ergeben. Immer klarer und bestimmter trat die Triasidee hervor, die von nun an eine nicht unbedeutende Rolle in der deutschen Bundespolitik spielen sollte.

Die Idee der Trias war schon in weit früherer Zeit aufgetaucht. Eine politische Combination in den 60er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kann als Vorläuferin der spätern Trias-Gedanken gelten. Die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges gaben die unmittelbare Veranlassung zu denselben. Dieser Krieg hatte im deutschen Reich einen schroffen Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich geschaffen; zugleich hatte er fast sämtliche Reichsstände in Mitleidenschaft gezogen. Die Ueberzeugung, daß der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen kein vorübergehender, sondern ein durch die neue Machtentfaltung Preußens bedingter sei, war allgemein verbreitet. Die Aussicht, für den Fall eines neuen Conflictes, der jederzeit ausbrechen konnte, sich für eine der beiden Mächte entscheiden zu müssen, hatte nichts Anziehendes. Um solchem Mißstande für die Zukunft vorzubeugen, bemühte sich der leitende Minister von Hessen-Kassel, General von Schlieffen, eine militärische und politische Union der

¹⁾ Ein Ausdruck, der sich in den zeitgenössischen Schriften außerordentlich häufig findet.

²⁾ Cfr. Heinrich von Treitschke, Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte; 4. Auflage (Leipzig 1871), S. 215.

übrigen Reichsstände herbeizuführen; nur auf diesem Wege, so glaubte er, werde Deutschland seine Neutralität während eines Kampfes „der beiden Uebermächtigen“ aufrecht erhalten können; wolle aber Eine der beiden Mächte Theilnahme am Kriege erzwingen, so müsse sich die deutsche Union geeinigt dem widersetzen und durch seine Mitwirkung den Sieg des Rechtes entscheiden.

Schon gleich nach Beendigung des Krieges trat Schlieffen zu diesem Zwecke in Unterhandlungen, zunächst mit den Regierungen von Pfalz-Baiern und Zweibrücken. Eine Verständigung schien sich bereits anzubahnen; da wurden die Unterhandlungen abgebrochen¹⁾.

Trotz dieses Mißerfolges gab Schlieffen seine Hoffnung auf das endliche Zustandekommen seiner Pläne nicht auf. 1784 knüpfte er deswegen Verbindungen mit Hannover und Braunschweig an; doch erhielt er zur Antwort, daß diese bereits im Begriffe ständen, dem von Friedrich dem Großen erstrebten Fürstenbunde beizutreten. Hierauf trat auch Hessen-Kassel dem Fürstenbunde bei, „bedang sich aber ausdrücklich aus, daß im Falle eines Krieges seine Truppen mit denen von Hannover und andern Bundesgenossen vereint und nie den preussischen einverleibt werden sollten“²⁾.

Einem Plane der geistlichen Stände, etwa unter dem Schutze Frankreichs zu einem Vereine zusammenzutreten³⁾, lagen ähnliche Erwägungen zu Grunde.

Alle diese particularistischen Bestrebungen waren gescheitert; der leitende Gedanke aber gerieth doch nicht so ganz in Vergessenheit. Ein eifriger Anhänger desselben war unter Anderen Hans von Gagern, der 1811 seinen Ministerposten in Nassau aufgab, um den Wiener Hof für den Plan eines „Bundes der Mindermächtigen“ zu gewinnen⁴⁾.

¹⁾ C. W. v. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geschichte des letzten Viertels des 18ten — und des Anfangs des 19ten Jahrhunderts. Bd. III (Leipzig 1817), S. 54—60.

²⁾ Ibid. III, S. 94—97. Cfr. L. Haeuffer, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 3. Auflage. Band I (Berlin 1861), S. 165—168 (über einen ähnlichen Plan, der hadischerseits angeregt worden war).

³⁾ W. A. Schmidt, Geschichte der preussisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen (Berlin 1851), §§ 29, 31 und 32.

⁴⁾ H. v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, I (Stuttgart und Tübingen 1823), S. 187, 206.

In gewissem Sinne kann die „troisième Allemagne“ der Rheinbundszeit als thatsächliche Verwirklichung der Triasidee bezeichnet werden.

Nach dem Sturze Napoleons nahm zunächst Baiern eine Sonderbundespolitik auf. Graf Montgelas, der Schöpfer des modernen Baierns, plante seinen Staat, unter der militärischen Führung des Feldmarschalls Fürsten Brede, zum Haupte einer süddeutschen Liga zu erheben¹⁾ und thatsächlich sollen Mitte 1816 „viele der ersten deutschen Männer“ diesem Gedanken geneigt gewesen sein²⁾. Die geringschätzige Behandlung, die die ehemaligen Rheinbundsstaaten von den Vertretern der Großmächte erfuhren — les sousalliés hießen sie in deren Kreise — konnte den Sonderbundsplänen nur förderlich sein. Eine wirkliche politische Bedeutung gewann die Triasidee aber erst, als König Wilhelm von Württemberg und sein Bundestagsgesandter Wangenheim als Verfechter derselben auftraten.

König Wilhelm hatte 1816 den Thron bestiegen, von seinem Volke, das über die Willkürherrschaft seines Vaters tief erbittert gewesen, auf's Freudigste begrüßt. Er war „ein Mann von hellem Verstande, nüchterner Sinnesart, mäßigen Leidenschaften, beharrlicher zäher Willenskraft,“ dagegen waren ihm „Phantasie und Gemüth in verkürztem Maße zu Theil geworden“³⁾. Nur wo sein persönlicher Ehrgeiz in Frage kam, hielt seine nüchterne Lebensauffassung nicht Stand. Der Wunsch, eine hervorragende Rolle in Deutschland zu spielen, beherrschte ihn ganz und voll. Seine Haltung während des Verfassungsstreites hatte ihm weithin in Deutschland den Ruf des freisinnigsten Monarchen eingetragen; auf diese seine Popularität rechnete er bei seinen politischen Plänen.

Die Verfassung des deutschen Bundes kam seinen Zwecken entgegen. Im engeren Rath der Bundesversammlung besaßen die Mittel- und Kleinstaaten fünfzehn Stimmen, von den siebzehn mithin eine überwältigende Majorität. Wenn es nun gelang, diese Staaten für ein geeintes Vorgehen, für eine gemeinsame Politik zu gewinnen, so war damit thatsächlich eine dritte Gruppe neben den beiden

1) General J. Heilmann, Fürst Brede (Leipzig 1881), S. 268.

2) Gerwinus II, 598 (nach einer Mittheilung des Criminalisten Feuerbach).

3) David Friedrich Strauß, Kleine Schriften. N. F. Berlin 1866, S. 276 und 277. (S. 270—298. Eine glänzende Charakteristik des Königs.)

Großmächten geschaffen. Die Führerschaft aber innerhalb derselben — das war des Königs Ueberzeugung — könne nur ihm selbst zufallen, da von ihm die Initiative ausgegangen sei und er zudem von den nationalen Sympathien getragen werde¹⁾. Wenige Jahre später nahmen, wie wir sehen werden, die ehrgeizigen Entwürfe des Königs einen noch höheren Flug.

Vielleicht noch eifriger, als der König, war Wangenheim auf das Zustandekommen eines „Bundes im Bunde“ bedacht. Carl August Freiherr von Wangenheim²⁾, ein geborener Coburger, war vom Könige Friedrich in den württembergischen Staatsdienst gezogen worden und hatte nach einander als Vorsitzender des Finanzcollegiums, Curator der Tübinger Universität und Mitglied der Verfassungskommission gewirkt: 1817 wurde er vom Könige Wilhelm zum Bundestagsgesandten ernannt.

Der Grundzug seines Wesens war „eine große Selbständigkeit des Charakters im Festhalten und rücksichtsloser Darlegung seiner Ueberzeugung“³⁾. „Er verband mit einer seltenen dialektischen Gewandtheit einen ebenso seltenen Reichthum an Kenntnissen“⁴⁾. Während seines Tübinger Aufenthaltes war er mit den Lehren des Naturphilosophen Eschenmayer bekannt geworden, und diese hatten tief auf ihn eingewirkt⁵⁾. Die Grundgedanken des Eschenmayer'schen Systems — überall eine Dreiheit in der Einheit und eine Einheit in der Dreiheit zu suchen — dachte er denn nun auch auf die deutsche Bundespolitik anzuwenden.

Wenn er von Oesterreich und Preußen absah, ergab sich ihm ein Gebiet von 17 Millionen Einwohnern, „also mächtig genug,

1) In der fernern Darstellung gedenken wir das hier Ausgesprochene näher zu begründen.

2) Einen Lebensabriß und Charakteristik desselben s. bei Gerd Eilers, *Meine Wanderungen durchs Leben*, Bd. V (Leipzig 1860), S. 148 ffg. Vgl. auch den Aufsatz über Wangenheim in Treitschke's politischen Aufsätzen (s. oben S. 568, Anmerkung 2): Ein Essay aus Treitschke's älterer Periode, der sich von dessen späterhin scharf hervorgetretenen Eigenthümlichkeiten im Ganzen freihält und der Persönlichkeit Wangenheim's gerecht zu werden sucht.

3) G. Eilers, *Wanderungen* *ibid.* V, 153 cfr. G. H. Perß, *Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein* (Berlin 1849—1855), Bd. V, S. 809 u. 817.

4) G. Eilers, *Wanderungen durchs Leben*, V, 151.

5) *Gervinus II*, 461.

um sich nach allen Seiten zu schützen.“ Dieses „reine Deutschland“ könne eine „Masse von Intelligenz, Wohlstand, Boden und Gewerbekraft in sich vereinigen, die ein mächtiges Gewicht in die Waagschale legen werde“¹⁾. Das Ziel einer dauernden Einigung zu erstreben, hielt Wangenheim für unerlässlich. Er „war der Meinung, die beiden Großmächte würden, von einer fast nothwendigen Politik getrieben, die deutschen Fürsten in Abhängigkeit zu erhalten suchen, bis sie Deutschland unter sich theilen könnten, um den übrigen europäischen Mächten gegenüber eine größere Selbständigkeit zu gewinnen.“ Aber auch nur eine Beeinflussung, eine Theilung der Machtphäre zwischen Oesterreich und Preußen, etwa durch die Mainlinie, hielt Wangenheim für hochgefährlich; von allen Grundgesetzen des Bundes galt ihm das Princip völliger Rechtsgleichheit sämmtlicher Bundesstaaten für das Wesentlichste²⁾.

Mit unermüdblichem Eifer war Wangenheim für die Verwirklichung seiner Ideen thätig, in 3 Fragen namentlich traten seine Bestrebungen am klarsten zu Tage: in der militärischen, in der kirchlichen und der handelspolitischen.

Wangenheim war der Ansicht, „daß den Mindermächtigen ein verhältnißmäßiger Antheil an den Kriegsoperationen und an den Erfolgen derselben gebühre,“ damit sich die theoretisch ausgesprochene „Rechtsgleichheit auch wirksam äußern könne“. Zu diesem Zwecke mußten sich — demonstrirte er — die Streitkräfte der „Mindermächtigen“ zu besonderen gemischten Corps vereinigen, denn „nie und nimmer dürfe Deutschland dem Auslande gegenüber als Accidens der Kraft einzelner europäischen Mächte — wozu auch Preußen und Oesterreich gehöre, — erscheinen. Die militärische Organisation des deutschen Staatenbundes müsse ein unverkennbares Gepräge seiner Selbstständigkeit an sich tragen“³⁾. In diesem Sinne wirkte Wangenheim am Bundestage; hierauf beruhten die Grundgedanken seiner „Notamina“ (über die Kriegsverfassung des deutschen Bundes⁴⁾). Eine

1) G. Eilers, Wanderungen a. a. D. V, 156. Die citirten Aeußerungen stammen meist von Wangenheim selbst, mit dem Eilers in Frankfurt am Main in regem Verkehr stand. (Eilers war preussischer Regierungsrath.)

2) G. Eilers, Wanderungen a. a. D. V, 157.

3) G. Eilers, Wanderungen a. a. D. V, 158.

4) S. hierüber bei Wilo Graf Winzingerode, Heinrich Levin, Graf Winzingerode, ein Würtemberger Staatsmann (Gotha 1866), S. 43—46. Diese

Folge der württembergischen Opposition, der sich die meisten Mittel- und Kleinstaaten anschlossen, war eine wichtige Bestimmung der Wiener Schlußakte von 1820: nach derselben sollten Angriffskriege, die ein Bundesstaat mit außerdeutschen Besitzungen in seiner Eigenschaft als europäische Macht unternahme, dem Bunde ganz fremd bleiben^{1 u. 2}).

Nicht minder thätig zeigte sich Wangenheim auf kirchlichem Gebiete. Nachdem auf dem Wiener Congresse die Idee des Bessenberg, eine deutsche Nationalkirche zu begründen³), gescheitert, waren mehrfach Anläufe geschehen, wenigstens eine größere Einheit innerhalb der katholischen Kirche herbeizuführen. Am 24. März 1818 traten unter Wangenheim's Vorſitz die Bevollmächtigten von 12 deutschen vorzugsweise protestantischen Bundesregierungen zusammen, um gemeinsam über die Grundsätze zu verhandeln, nach denen ein Concordat mit der Curie abzuschließen sei⁴). Nachdrückliche Wahrung der landesherrlichen Interessen wurde hierbei als Hauptbedingung aufgestellt. Erst nach langen Jahren haben die Verhandlungen zu befriedigenden Resultaten geführt.

Die geringe Theilnahme, die die Bundesversammlung, das einzige gemeinsame Organ der deutschen Staaten, für die merkantilen Interessen des Vaterlandes an den Tag legte, gab auch auf diesem Gebiete zu Sonderbestrebungen Anlaß. Unter dem Vorſitze Friedrich List's hatte sich schon um Oſtern 1819 ein deutscher Handels- und

Schrift ist in erster Reihe eine Apologie des Charakters und der Politik des Grafen gegen die Angriffe von Treitschke und Gervinus, sodann ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der württembergischen Politik während des Carlsbader Congresses und auf dem Bundestage in den Jahren 1818—1823.

¹) Also Oesterreich, Preußen (für Preußen und Posen), England (für Hannover), Dänemark (für Holstein), und die Niederlande (für Luxemburg).

²) L. R. Hegel, die Schlußakte der Wiener Ministerialconferenzen zur Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes (Abth. I, Bief. 1, 2. Berlin 1860), S. 373. (Artikel XLVI.)

³) J. L. Klüber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses (Frankfurt a. M. 1816), S. 216, 420, 432, 437, 448, 465, 473. Ein noch immer unentbehrliches Werk.

⁴) E. Friedberg, der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Das 19te Jahrhundert (Leipzig 1874); enthält eine sehr eingehende Darstellung der Frankfurter kirchlichen Verhandlungen. S. 90 fg.

Gewerksverein zu Frankfurt am Main gebildet. Erfolglos war dessen Gesuch an den Bundestag geblieben, die innern Zölle, die die Bundesstaaten von einander absperrten, aufzuheben und ein gemeinsames Zollsystem nach außen zu bewirken¹⁾. Während der Wiener Ministerconferenzen von 1819—20 wurde eine Einigung in Aussicht genommen, doch scheiterte sie an Oesterreichs Widerspruch und Preußens Gleichgültigkeit. Statt dessen gelang es dem badischen Gesandten, Freiherrn von Berstett, die meisten der Mittel- und Kleinstaaten zum gemeinschaftlichen Vorgehen in dieser Angelegenheit zu bewegen. Im Februar 1820 wurde die Verabredung getroffen, 2 Monate nach Schluß der Conferenzen Vertreter der pacificirenden Staaten zu einem Handlungscongresse nach Darmstadt zu entsenden, um dort über eine engere Zollverbindung zu berathen²⁾. Die Seele der Verhandlungen, die im September 1820 begannen³⁾, war Wangenheim.

Fast um dieselbe Zeit, als die Eröffnung der Darmstädter Zollconferenz stattfand, erschien das „Manuscript aus Süddeutschland.“

* * *

Das Manuscript⁴⁾, dem das Horazische Mahnwort: „Quid ego et populus mecum desideret audi“ als vielbedeutendes Motto vorangestellt ist, zerfällt in 12 Kapitel.

In der dem Werke vorausgeschickten Einleitung giebt der Verfasser zunächst eine in den allgemeinsten Zügen gehaltene Skizze der Zeit. Als Signatur derselben erscheint ihm die von Allen, Regierenden und Regierten, getheilte Ueberzeugung, der gegenwärtige Zustand könne kein bleibender sein. Hier Neuerungssucht, dort Reaction.

Inmitten dieser vielfach verwickelten Verhältnisse stelle nun er sich als Aufgabe vorliegenden Werkes, „diese Verhältnisse kennen zu lernen, dieses Treiben zu ergründen und dabei auszumitteln, in wiefern die Besonnenheit dem unaufhaltsamen Drängen der Zeit zu Hülfe kommen könne, damit die erwachten Kräfte nicht zerstörend auf die Ruhe der Staaten einwirkten“ (S. 6).

Die Gesichtspunkte, von denen er bei seiner Betrachtung auszugehen gedenke, seien a) die der Nation, b) die der bestehenden deutschen, c) die der europäischen an Deutschland grenzenden Staaten (S. 13).

¹⁾ Gervinus II, 511 fg.

²⁾ Weech, Correspondenzen und Aktenstücke S. 79—99, Icf. 93, 94, 96 und 97—99.

³⁾ Gervinus VII, 341 fg.

⁴⁾ Es ist hier nach der ersten Auflage von 1820 citirt worden; eine zweite erschien 1821.

Eine Erkenntniß der nationalen Bedürfnisse sei aber nur „auf dem Wege historischer Uebersicht“ (S. 14) möglich. Deshalb sei es unerläßlich, in kurzen Zügen ein Bild vom allmählichen Werden, von der stufenweisen Entwicklung des deutschen Volkes zu entwerfen.

Kapitel I enthält eine gedrängte Uebersicht der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur französischen Revolution.

Schon in der frühesten Epoche findet der Verfasser die noch jetzt bestehenden Stämme der Franken, Sachsen, Allemannen und Baiern vor. Er erinnert hierbei an die Thatsache, daß einst auch Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Tyrol zu Baiern gehört habe.

Dem straffen Centralisationsystem Karls des Großen wird reiches Lob gespendet; in der ganzen Weiterentwicklung Deutschlands während des Mittelalters sieht er Nichts, als einen fortdauernd „anarchischen Zustand“ (S. 22). Namentlich sind es das Ständewesen und der Kirchenglaube, die heftige Anfeindungen von ihm erfahren.

Erst seit der Reformation erblickt er wieder Licht: diese habe die Säkularisation vieler geistlichen Staaten zur Folge gehabt und dadurch „der Vereinigung zerstückelter Länder in größeren Massen mächtigen Vorschub geleistet“ (S. 28), mithin Deutschland „seiner ursprünglichen Einrichtung in vereinte Stämme“ (S. 29) näher gebracht.

Daß man allzufrüh von diesem System abgegangen — dies vor Allem trage die Schuld an der Zerklüftung und Ohnmacht, der das Reich allmählich anheimfiel. Immer größer habe die Zersplitterung Deutschlands werden müssen; die Tendenz des Reiches war „auf Theilung gerichtet, folglich auf Schwäche. Darum mußte es zu Grunde gehen“ (S. 49).

Die folgenden 6 Kapitel behandeln je eine wichtigere Phase der politischen Entwicklung Deutschlands seit 1789.

Kapitel II bespricht die Ereignisse seit dem Ausbruch der französischen Revolution bis zum Regensburger Recess von 1803.

Hier tritt zuerst die Parteinahme des Verfassers gegen Oesterreich und Preußen hervor. In dem Baseler Frieden von 1795 habe Preußen das erste Beispiel gegeben, wie durch Verbindung mit auswärtigen Mächten das Ziel territorialer Vergrößerung zu erreichen sei: Oesterreichs Politik wiederum im Frieden von Campo Formio habe Deutschland und Italien klar erwiesen, „wohin Oesterreichs Schutz führe“ (S. 54): zu eigener Bereicherung selbst auf Kosten der Bundesgenossen.

Diese Haltung der beiden Vormächte habe denn auch Frankreich dargethan, daß deren Interesse keineswegs identisch mit den allgemeinen deutschen sei und eben auf dieser Erkenntniß beruhe der fernere Erfolg der französischen Politik.

Bei der verhältnißmäßig eingehenden Betrachtung über den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 (S. 59—77) weist der Verfasser mit Nachdruck darauf hin, daß „die große Zerstückelung, die Deutschland geschwächt, eingeschränkt und die Concentration der Kräfte zum Besten

des Vaterlandes möglich gemacht wurde“ (S. 61). Namentlich Baiern und Württemberg gebühre das Verdienst, „die alten Bande der ursprünglichen deutschen Stämme (durch Mediatisirung und Säcularisation) möglichst wiederhergestellt zu haben“ (S. 62). Ein „Uebergang zum Bessern“ sei unverkennbar. „Das politische Vaterland war wiedergeboren und hatte Boden gefunden“ (S. 75).

Kapitel III geht vom Regensburger Meceß bis zum Kriege von 1809.

Im Wesentlichen enthält dieser Abschnitt eine Apologie der Rheinbundespolitik.

„Aus Liebe zu Deutschland wurden sie Frankreichs Freunde“ (S. 93) ist das Grundthema, das hier nach allen Richtungen variiert wird. Einzig und allein das patriotische Bestreben, der Zerstückelung Deutschlands entgegenzuwirken, habe die süddeutschen Monarchen zum Abschluß der Allianz mit Frankreich bewogen. Daneben habe das Bewußtsein, für die Freiheit der Menschheit „gegen die Finsterniß der Feudalzeit“ (S. 104) anzukämpfen, viele der Besten und Edelsten den Fahnen Frankreichs zugeführt.

Unleugbar sei es allerdings, daß Napoleon die Regenten des Rheinbundes nicht immer mit gebührender Achtung behandelt. Dieser Umstand habe eine bedenkliche Mißstimmung unter den Fürsten verbreitet; der Feudaladel sei durch die Aufhebung seiner Privilegien verletzt; die Demagogen endlich seien in ihren Erwartungen auf Verwirklichung republikanischer Tendenzen getäuscht worden. Alles dieses habe den Druck der Fremdherrschaft als solchen empfinden lassen und Fürsten und Volk für den Gedanken eines einstigen Abfalles vorbereitet.

Im IV. Kapitel handelt der Verfasser über die Ereignisse seit dem Kriege von 1812 bis zum Wiener Congresse.

Die Gährung, deren Motive im vorigen Kapitel entwickelt, sei, durch die Nachrichten von Spaniens heldenmüthigem Widerstande verstärkt, immer heftiger geworden. Der erste „physische Unfall“ Napoleons in Rußland habe deshalb „das Signal zur allgemeinen Bewaffnung“ geben müssen (S. 111).

Gleichwohl sieht der Verfasser in der patriotischen Erregung der Freiheitskriege nur einen „volksthümlichen Fanatismus“ (S. 113), den sich die Regierungen mit feiner Berechnung dienstbar zu machen gewußt haben.

Die Mitwirkung der süddeutschen Staaten an dem Kampfe wird in das hellste Licht gestellt.

Im V. Kapitel unternimmt es der Verfasser, „ein flüchtiges, aber in allen seinen Umrissen getreues Bild“ (S. 145) von den Verhandlungen des Wiener Congresses zu zeichnen.

Als „offenbar vorherrschende Macht“ (S. 125) erscheint ihm hier Rußland, doch bedauert er, daß die Politik dieses Staates, „die dem Edelmuthe des Kaisers und seinem aufgeklärten Geiste entsprach,“ nicht

völlig dem allgemein europäischen Interesse Rechnung getragen, „welches eine selbständige Macht in Italien und eine solche in Deutschland fordert“ (S. 126). — In Oesterreichs Stellungnahme findet er nur nachteste Selbstsucht, der zu fröhnen, jegliches Mittel erlaubt scheinen mußte (S. 124).

Der preussischen Politik wird als bestimmter Charakterzug „das Buhlen um Popularität“ (S. 132) vorgeworfen, was sich besonders in der sächsischen Territorialfrage bekundet habe. Frankreichs Vertreter Talleyrand wird getadelt, weil er sich nicht in genügendem Maße Deutschlands angenommen, das „Frankreichs natürlicher Allirter“ sei, und dem Pariser Cabinet nöthigenfalls „als ein Schutz gegen Oesterreich und Preußen“ (S. 135) dienen könne. — In den heftigsten Angriffen aber ergeht sich der Verfasser gegen England: die Rückerstattung Hannovers wird als schwerer politischer Fehler bezeichnet und die Hansastädte kurzerhand „bequeme Kolonien Englands“ (S. 138) genannt.

Die „reindeutsche“ Angelegenheit findet der Verfasser als „sekundär“ zurückgesetzt (S. 125).

Und doch seien gerade Baiern und Württemberg „als die einzigen wahren Stützen des Nationalinteresses“ (S. 140) aufgetreten. Der von diesen beiden Staaten vertretene Gedanke, „ein königliches Collegium zur Leitung der Angelegenheiten in den Kreisen“ zu begründen, „ein Plan, der die getheilten Kräfte hätte concentriren müssen“ (S. 141), sei an dem Neide Oesterreichs und Preußens (der sich überall vorgedrängt), sowie an der Besorgniß der kleinen Höfe gescheitert.

„Wo sollte Deutschland Schutz und Hülfe suchen?“ (S. 144).

Erst die unerwartete Nachricht, daß Napoleon von Elba entwichen, habe zur Eile gedrängt: der deutsche Bund, der nun zu Stande gekommen, trage daher deutlich die Spuren überhasteter Conceptionen an sich.

Im 6. Capitel unterzieht der Verfasser die Bestimmungen der Bundesakte einer Kritik, die ihn zu negativen Resultaten führt.

In den einzelnen Artikeln der Bundesakte sieht er nur leere Formeln, die nicht im Stande gewesen, die Uebergriffe der beiden Vormächte abzuwehren. So habe Oesterreich und Preußen den zweiten Pariser Frieden im Namen des Gesamtbundes abgeschlossen, während Artikel 11 der Bundesakte ausdrücklich den einzelnen Bundesgliedern verbiete: einseitig Waffenstillstand oder Frieden abzuschließen. Wo bleibe da „die Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten,“ die durch Artikel 2 verbürgt sei, wo die „gleichen Rechte“, die Artikel 3 zugesichert habe?

„Wo die Gesamtheit schwächer ist, als einer oder der andere Theil, da ist Untervürdigkeit unter dessen Gebot unvermeidlich, da ist keine Garantie für die Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten“ (S. 152). Diese Lage der Dinge ergebe sich mit Naturnothwendigkeit aus der doppelten Eigenschaft der beiden Vormächte: als Glieder des Bundes und als europäische Mächte.

Und biete denn auch sonst der Bund irgend Garantien für eine gedeihliche Weiterentwicklung Deutschlands? Wenn die Bundesakte für das Zustandekommen neuer Grundgesetze Stimmeneinheit erfordere, so sei das „so gut oder böse, als es die Bestimmung sein würde, daß Grundgesetze und organische Einrichtungen nie zu Stande kommen sollen“ (S. 156). Außerdem ließen manche Bestimmungen, weil in allgemeinen Ausdrücken gehalten, willkürliche Auslegung zu: einen sprechenden Beleg hierfür biete die Fassung des Artikels 13, der nach Belieben bald als eine Zusicherung einer repräsentativen Verfassung, bald für das eitle Versprechen einiger nur zur Staatsdecoration aufgestellten Feudalstände“ (S. 157) interpretirt worden sei. Und doch sei dieser Artikel der einzige, den man zu Gunsten der Völker in die Bundesakte aufgenommen! Der größte Fehler des Bundes bleibe aber immer die Theilnahme Oesterreichs und Preußens an demselben. Wohl könnten diese „wünschenswerthe Bundesgenossen sein; als Bundesglieder sind sie gefährlich“ (S. 158).

Im siebenten Kapitel giebt der Verfasser einen Abriß von der fernern Entwicklung der deutschen Bundesverhältnisse bis zu den Wiener Conferenzen von 1820.

Die Verhandlungen des Frankfurter Bundestages werden mit Spott abgefertigt. Die beständigen Verschleppungen der Geschäfte durch Einholen von Instructionen, die unaufhörlichen Kompetenzstreitigkeiten, die Nichtigkeit der dort erörterten Fragen — alles dieses habe den völligen Mangel „einer Garantie des Bundestages“, „die Leblosigkeit der neugeschaffenen europäischen Mächte“ (S. 164) bald zur Genüge erwiesen.

Insbefondere sei die Entscheidung des bairisch-badischen Streites zu Gunsten Badens als ein Zeichen dafür zu betrachten, daß der Bund seiner Bestimmung, „eine das allgemeine Interesse des Vaterlandes schützende Anstalt“ (S. 167) zu sein, in keiner Weise nachgekommen sei. „Ein Frankreich, das hätte helfen können, gab es nicht“ (S. 170).

Noch deutlicher habe sich das Bestreben der Vormächte, die Leitung der deutschen Angelegenheiten zu gewinnen, in den Verhandlungen über die Militärverfassung gezeigt. Statt der durch europäische Verträge beschlossenen Aufführung einer Bundesfestung am Ober-Rhein, sei das Wiener Cabinet für die Befestigung von Ulm eingetreten, einer „Vormauer für Oesterreich, nicht für Deutschland“ (S. 179). Der Vorschlag des Königs von Württemberg, die Bundesarmee in 5 Corps zu scheiden — ein österreichisches, ein preußisches, ein bairisches und zwei reindeutsche, — diese „allen Rücksichten entsprechende Einteilung“ (S. 177) sei von den Großmächten zurückgewiesen worden: „die Gefahr eines Heeres im Heere liege gar zu nahe.“ Doch habe man ihrerseits nicht in Erwägung gezogen, daß die reindeutschen Staaten leicht in die Lage kommen könnten, ihre Streitkräfte für nicht deutsche Interessen aufbieten zu müssen; wofern nämlich Oesterreich oder Preußen in seinen außerdeutschen Besitzungen angegriffen werde.

Kurz, überall habe sich die „obervormundschaftliche Fürsorge der beiden großen Bundesglieder offenbart (S. 176). Nur Pflicht der süddeutschen Monarchen sei es daher gewesen, dem von den beiden Uebermächtigen gelenkten Bundestage möglichst geringe Macht einzuräumen, selbst auf die Gefahr hin, „ihre Absicht verkannt zu sehen“ (S. 171). Auch hierin gebühre den beiden süddeutschen Königreichen die Ehre der Initiative.

Aufgabe dieser beiden Staaten sei es, sich „unabhängig von den gesonderten Zwecken (Oesterreichs und Preußens) zu halten und dadurch Deutschlands Selbständigkeit zu sichern.“ Aber „diese Aufgabe ist nicht ohne Vereinigung zu lösen“ (S. 180).

„Die getheilten Kräfte mußten irgendwo Hülfe suchen,“ eine solche „bot sich in den Gefinnungen der Völker dar“ (S. 180). Von dieser Erkenntniß durchdrungen, seien nun die süddeutschen Monarchen an die Erfüllung des Artikels 13 im Sinne repräsentativer Verfassungsform gegangen. Bald konnten die Baiern in ihrem Könige einen „Verfechter der allgemeinen Nationalsache erkennen“ (S. 181); Baden folgte nach und der König von Württemberg, als ein „entschlossener Vertheidiger der deutschen Unabhängigkeit,“ gab das „große unsterbliche Beispiel, die Verfassung auf dem Wege des Vertrages zu vollenden“ (S. 182). Ein neues Leben sei hierauf für Süddeutschland angebrochen. Ein „Geist der Ruhe, Würde und Besonnenheit“ (S. 183) habe die süddeutschen Ständeversammlungen beseelt und gab es „irgend eine Opposition, so kam sie nur vom Adel“ (S. 184).

Welch andern Anblick gewähre dagegen der Norden! Ueberall Unruhe und Gährung, Willkür und Absolutismus, daneben unreife studentische Schwärmerei. Und vollends, nach jener „schaudervollen That, von einem einzelnen Fanatiker geübt“ (S. 185), sei eine Schreckenszeit über den Norden hereingebrochen, zu deren Charakterisirung die Erwähnung der Karlsbader Beschlüsse genüge. Dennoch müsse schließlich auch hier „das demokratische Princip siegen, das Gott in die Natur der Dinge geschrieben, die mächtiger sind und länger dauern werden, als alle Bannformeln, die den Geist mit fünfjährigem Interdikt belegen“ (S. 188).

Baiern und Württemberg aber seien von dem „Geiste der Milde und Kunde der Zeit“ (S. 189) erfüllt, auch während des neuen Wiener Congresses (von 1820) als die „Beschützer“ der Nation aufgetreten; ihnen sei es zu verdanken, wenn die Einmischung in die innern Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten erschwert worden sei. Deshalb müßten sich auch die wahrhaften Patrioten in ihren Einheitsbestrebungen den Regenten dieser Staaten anschließen, denen Deutschland als „Garanten seiner Nationalunabhängigkeit“ (vgl. S. 235) huldige.

Wie dieses zu geschehen habe, — zur Lösung dieses Problems vor Allem wolle er durch vorliegende Schrift beitragen. Zu diesem Behufe untersucht der Verfasser zunächst in den beiden folgenden Kapiteln (dem 8. und 9.) die Grenzen Deutschlands.

Diese fallen nach seinen Ausführungen keineswegs mit den politischen Grenzen des deutschen Bundes zusammen.

Einft haben auch Elfaß und Lothringen, die Niederlande, die Schweiz, ja Preußen und Livland zum deutschen Reiche gehört. Gleichwohl rechne man sie nicht mehr zu Deutschland, „weil sie Theile selbstständiger europäischer Staaten geworden sind“ (S. 194). Dieses Letztere sei auch der Fall mit den deutschen Besizungen des Königs von Ungarn, der Lombardei u. s. w., so wie mit den deutschredenden Provinzen des Königs von Preußen und Großherzogs von Posen. Nur durch das Band der Personalunion mit außerdeutschen Provinzen verbunden, bildeten sie zusammen mit diesen nicht sowohl deutsche, als europäische Staaten. Die Sprache entscheide hierbei Nichts. „Die Livländer sprechen das reinste Deutsch, doch sind sie jetzt Russen durch Verfassung und Gesinnung“ (S. 195). Aehnlich wie mit Oesterreich und Preußen, stehe es auch mit Hannover, Luxemburg und Holstein, nur daß diese Länder nicht selbstständige Staaten, sondern Provinzen auswärtiger Mächte seien.

Von den 11,031 Quadrat-Weilen, den 29 Millionen Einwohnern des deutschen Bundesgebietes (s. S. 196) verblieben also dem „reinen und ungemischten Deutschland“ nur 3687 Quadrat-Weilen und 10,625,000 Einwohner; alles Uebrige sei dem Vaterlande durch die fremden Mächte Oesterreich, Preußen, England, Holland und Dänemark entzogen worden. „Man möchte fast glauben, es sei eine polnische Theilung mit uns vorgenommen worden!“ (S. 196.)

Der Theil aber, der dennoch gerettet sei, müsse nun auch festgehalten und endgültig mit der „Splitterpolitik“ gebrochen werden (S. 197).

Wenn man nun, führt der Verfasser weiter aus, die deutschen Bundesländer abrechne, die fremden Mächten gehören, so ergebe sich für das „reine Deutschland“ immerhin eine Summe von 36 Staaten, von verschiedenster Größe und Verfassung. Trotz dieser „Buntseckigkeit“ (S. 198) habe die Natur selbst eine Scheidung vorgezeichnet. Durch den Thüringer Wald sei das rein-deutsche Gebiet in 2 größere Hälften getheilt: Norddeutschland und Süddeutschland. Ersteres sei Küstenland, deshalb auf Handel, Letzteres Binnenland, deshalb auf Ackerbau und Industrie angewiesen. Die Grenzen nach Norden und Süden hier bilden Meer und Gebirge, die östliche und westliche Grenze Süddeutschlands Rhein und Inn. Die westliche und östliche Grenze Norddeutschlands sei schwierig zu bestimmen, da „die preussischen Besizungen sich hier zwischen alle natürlichen Scheidungslinien eindringen“ (S. 200).

Das zehnte Kapitel enthält die positiven Staatenpläne des Manuskripts.

Sie werden eingeleitet durch eine vergleichende Charakteristik der Süd- und Norddeutschen (S. 202—207).

Die Verschiedenheit des Bodens und der Naturverhältnisse, führt der Verfasser aus, bedinge, daß Charakter und Denkungsart des Süd- und Norddeutschen ein grundverschiedenes Gepräge trage. Das Ergebnis

seiner Vergleichung ist — kurz gefaßt — im Süden mehr Beständigkeit und Tüchtigkeit, im Norden mehr Unruhe und äußerer Schein.

Vorläufig halte Alles noch den Süden und Norden auseinander. „Im 19. Jahrhundert kann Deutschland nicht ein Reich werden“ (S. 207).

Wenn aber auch eine völlig neue Staatenbildung zur Zeit unmöglich sei, so müsse man sich doch „an das Vorhandene halten und in ihm die Andeutung einer weiteren Ausbildung suchen“ (S. 208): denn ein gewisser Zusammenhang bestehe in der That. In der Gegenwart beginne sich die Consolidirung zweier Stämme zu vollziehen, die schon in den ältesten Zeiten bestanden: der „Kernstämme“ der Allemannen und Baiern. „Hier ist nicht Traum, hier ist Wirklichkeit, die ihre Annäherung verkündet.“ In den beiden Königreichen des Südens, die „aus dem Kampfe der Wiedergeburt siegreich hervorgegangen sind und sich mit dem Geiste des Jahrhunderts aufrichtig versöhnt haben,“ sei eine „Bürgerschaft für die Zukunft“ (S. 208) zu sehen und nur berechtigt sei der Wunsch, „daß, was die Patrioten sehen, allgemein anerkannt werde, damit die Nation von richtungslosem, ungewissem Streben befreit, einem festen Ziele entgegentreten könne“ (S. 209).

Und wie im Süden das deutsche Gebiet zwischen Rhein und Inn in zwei größere Massen zusammenfalle, so erscheine auch im Norden eine Theilung der zwischen Elbe und Rhein gelegenen Länder in 2 größere Massen nothwendig. Wohl habe man hier vielfach politische Unreife zu überwinden; besonders die Hansestädte, „in jeder Rücksicht ein hors d'oeuvre im Vaterlande“, seien Nichts als englische Faktoreien, deren Interesse auf Plünderung des übrigen Deutschlands, auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet ist“ (S. 209). Nur allmählich könne eine Umgestaltung eintreten. „Die Zeit hat ihre eigenen diplomatischen Anstalten und Vorbereitungen“ (S. 210.)

Die deutschen Kleinfürsten allerdings müßten „ihre Ruhe und ihren Stolz darin finden, der Sicherheit des Ganzen ein gefährliches Regierungsspiel zum Opfer zu bringen und der Zerstückelung zu entsagen“ (S. 210). So nur könne „aus dem chaotischen Gewühl kleiner Nominalstaaten ein reelles Vaterland in lichtvoller Ordnung hervortreten,“ so nur „die Nation Bürgerschaft für eigenthümliche Entwicklung und der Nachbar Grund zur Achtung finden“ (S. 211).

Im eilften Kapitel sucht der Verfasser die Vortheile zu erweisen, die der Nation aus der Befolgung seines Systems erwachsen müssen.

Dieses System „der Bildung größerer Massen“, das der Verfasser aus den Lehren der Vergangenheit geschöpft, mit den Bedürfnissen der Gegenwart gemessen und im Spiegel der Zukunft wiedergefunden haben“ will (S. 215), sei allein im Stande, „die Stimme Deutschlands im europäischen Areopag wieder geltend zu machen“ (S. 216), die Selbstständigkeit, „Deutschlands erstes, dringendstes Bedürfniß“ (S. 205), zu sichern.

„Ein starkes und selbständiges Deutschland“ werde vom allgemeinen europäischen Interesse gefordert (224). Als „Wächter des Gleichgewichtes“ (S. 223) werde es feindliche Staaten auseinanderhalten, sich selbst aber der Segnungen des Friedens erfreuen. Die Ruhe Europas selbst ernstlich zu gefährden, — dazu besitze es nicht die Macht; wohl aber sei es stark genug, um im Nothfalle durch Zuführung seiner Streitkräfte der Sache des Rechts zum Siege zu verhelfen.

Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, England, die Schweiz — alle diese Staaten geht er der Reihe nach durch, untersucht ihre Lage und ihre Stellung zu den Nachbarn und gelangt zum Schlusse, daß das wahre Interesse der europäischen Mächte durch die Existenz dieser neuen „Zwischenmacht“ (S. 224) nur verbürgt werden könne. Bestimmung des „reinen Deutschlands“ sei es, die „Lücke auszufüllen, die im europäischen Staatenorganismus durch die Theilung von Polen entstanden ist“ (S. 229).

Zum Schlusse recapitulirt der Verfasser noch einmal die Grundgedanken seiner Schrift, „welche nur stolze Unwissenheit feindlich zu verfolgen rathen könnte.“ „Ihre Wirkung ist den schützenden Genien der Menschenwürde anvertraut“ (S. 236).

(Fortsetzung folgt.)





Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart.

V.

L. N. Tolstoi und Nietzsche.

(Schluß.)

Im Einzelnen nicht gerade neu und unerhört, giebt doch die Philosophie Tolstoi's allenthalben Zeugniß von dem Streben des großen Moralisten, der Sittlichkeit eine Grundlage von unübertroffener Reinheit zu verschaffen, sie von allen Schlacken zu befreien und, — jede Connivenz gegen die Sünde von sich weisend, aus den Grundwahrheiten des Christenthums, des Buddhismus und der Schopenhauer'schen Philosophie die äußersten Folgerungen zu ziehen. — Ihm mag dabei die sofortige Einwirkung auf seine Zeitgenossen zunächst am Herzen liegen. Indessen haben wir es hier nicht mit dem zeitweiligen Erfolg ethischer Regulative, wie er thatsächlich eingetreten ist oder erwartet wird, zu thun, sondern vom philosophischen Standpunkte aus die Haltbarkeit der Moral zu prüfen. D. h. wir haben, wie es früher mit Nietzsche's Lehren geschah, so jetzt Tolstoi's Meinungen bis in ihre letzten Consequenzen zu verfolgen; immer nach dem Grundsatz verfahren, daß man den Baum an seinen Früchten erkennt, und daß jeder Satz, der wahr sein soll, auch die Verallgemeinerung vertragen muß. Mit anderen Worten: wir müssen uns zu vergegenwärtigen suchen, wie es um die Menschheit bestellt wäre, wenn das Tolstoi'sche Ideal wirklich seiner Vollendung entgegen ginge; und falls wir finden, daß sich dann das Ideal nicht als das erweist, was es sein sollte; daß Tolstoi's Lehre

nicht das hält, was sie verspricht; so muß das für uns ein Zeichen sein, daß der Lehre ein radicaler Fehler anhaftet, daß sie einer wesentlichen Correctur bedarf. Denn man mag sich vielleicht für's Erste in der Praxis, aber nie und nimmer in einer Theorie, die zum Fundament alles Lebens werden soll, damit trösten, daß eine Regel nicht ganz richtig sei und nur approximative Werthe gebe, die um so falscher werden, je weiter man in der Anwendung der Regel fortschreitet. Wo es sich darum handelt, gegen die Schäden der Zeit als Nothbehelf ein Linderungsmittel zu empfehlen, da mag sich wohl „bis auf Weiteres“ eine Vorschrift bewähren, die als Philosophie — sub specie aeternitatis — unhaltbar ist. Für den Philosophen heißt es immer nach Göthes Wort:

Laßt den Anfang und das Ende
Sich in eins zusammenziehen!

Für ihn giebt es nicht den Unterschied zwischen Theorie und Praxis, zwischen „Ideal“ und „Vorschrift“, welchen Tolstoi zu seiner Vertheidigung im „Nachwort zur Kreuzer-Sonate“ aufzustellen sich bemüht.

Setzen wir den Fall, daß zuerst, wie es im Lauf der Dinge liegt, nur ein Theil der Menschen die Selbstsucht in sich einigermaßen überwinden lerne. Dann ist es sicher, daß diese Idealisten von den übrigen allsobald zertreten werden und um so schneller und hoffnungsloser untergehen, je mehr ihrer sind. In den gesicherten Verhältnissen lebend, welche eine feste staatliche Ordnung uns gewähreleistet, kommt es uns nicht immer deutlich zum Bewußtsein, daß wir, um unseren Besitz, um Leib und Leben auch nur einen Tag zu erhalten, des crassesten Egoismus bedürfen. Es scheint, als ob die Anderen, die Egoisten, den Idealisten ja gar nicht anrühren, als ob sie ihm gutwillig sein Eigenthum, Freiheit, Hab und Gut lassen; als ob Jeder sich von selbst harmlos darein fügt, von ihm nur das zu verlangen, was recht und billig ist. Aber seht ihr denn nicht, wie der Idealist unter den Anderen maskirt einher geht? Er macht eben solch ein Gesicht, wie die Uebrigen, als ob er jeden Augenblick bereit sei, sich seiner Haut zu wehren. Er ist wie die Mimicry unter den Insecten, die — selbst wehrlos — sich unter die Schwärme solcher, ähnlich aussehender Insecten mischen, welche irgend eine Waffe haben, und, dadurch ihre Feinde täuschend, nicht verfolgt werden. Also wem verdankt es der Idealist, wenn man ihn nicht erkennt und noch eine Weile gnädig in Ruhe läßt? Den gescholtenen

und vom Sittengesetz verfehmten Egoisten. Sie kämpfen für ihn die Kämpfe durch und beweisen wirklich die Wehrhaftigkeit, die man bei ihm nur stillschweigend voraussetzt. Aber wie lange? Nur bis er entlarvt ist; dann sollt ihr sehen, wie alle über ihn herfallen! Homo homini lupus. Die Entdeckung wird aber um so leichter gemacht, je mehr es Tolstoi'sche Idealisten giebt. Je kleiner hinwiederum ihre Zahl ist, um so sicherer werden sie ihr stilles Dasein, ohne besondere Insulten zu erleiden, noch eine Weile fortsetzen.

Man wird vielleicht einwenden, daß wohl nicht die Vertheidigung der eigenen Person, aber doch das kraftvolle Eintreten für die Interessen anderer sich in Einklang bringen läßt mit dem Ideal der Selbstlosigkeit und einer Liebe, die das fremde Wohl dem eigenen vorzieht. Man kann dabei an die Worte des Evangelium Matthäi denken (Kap. 20, 26): „So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener; und wer da will der Bornehmste sein, der sei euer Knecht.“ — Hierbei dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß alle mit gleichem Maasze zu messen sind; und wenn ich nach dem Heile trachte, welches Liebe zu den Anderen und Selbstlosigkeit mir allein gewähren, so habe ich dasselbe ideale Streben auch den Anderen zuzutrauen; ich habe ihnen darin zu helfen und sie zu fördern. Wenn ich aber allein der Knecht und Diener sein möchte, so überhebe ich mich damit über die Anderen. Ich beanspruche so für mich allein das Heil und die Erlösung von der Sünde. Ich bin dann, wie der Pharisäer, zufrieden damit, daß die Anderen sich in weltlicher Eitelkeit und Selbstsucht verstocken; während ich, ihrer Selbstsucht dienend, mich in der Entsagung üben kann. Mögen die Anderen mich quälen und ausnutzen und dadurch die schwerste Schuld auf sich laden; wenn ich nur dabei zum Märtyrer werde und das Eine, was Noth thut, das wahre Heil, für mich allein gewinne.

So etwas hat Tolstoi natürlich nicht gemeint. Im Gegentheil: den Anderen in Liebe beistehend, dürfen wir doch nichts thun, was ihrem Egoismus Nahrung giebt. Das heißt, genau genommen, außer der nothdürftigsten Erhaltung des Lebens und guten Moralpredigten giebt es nichts mehr, was uns erlaubt wäre, dem lieben Nächsten zu bieten. Denn nimmt man die Sache ernst, so dient alles Andere der Selbstsucht, weltlichem Tand und dem Glück „der animalischen Persönlichkeit“: Kunst, Wissenschaft, von Anfang bis zu Ende. Es wäre doch eine unverzeihliche Falschheit, wenn ich Anderen zu den Genüssen

verhelfe, ihnen die süßen Früchte vom Giftbaum darbringe, die ich für mich perhorrescire.

Und vice versa steht es ebenso: wir dürfen nicht zulassen, daß die Anderen aus Selbstlosigkeit und Liebe zu uns anfangen unserem Egoismus zu dienen, uns zu hegen, zu pflegen und mit den Wonnen des Lebens zu umgeben, nach denen selbst die Hand auszustrecken, wir soeben verzichtet haben. Damit würden wir ja doch wieder fremde Kräfte für uns exploitiren; und dies zu dulden, wäre nur eine passive Form der Selbstsucht. Wie soll ich zugeben, daß ein Arbeiter für mich arbeitet, selbst wenn er reichlichen Lohn dafür bekommt? Er reißt ja seine Kräfte für mich auf; er vernachlässigt vielleicht sogar seine Kinder zu Hause. Das sei ferne von mir! Ich muß ihm mein Geld geben, ohne daß er arbeitet; nur so thue ich meine Pflicht. Doch wir wollen es nur gleich gestehen, daß ich auch gar kein Geld haben werde.

Man täuscht sich deshalb so leicht in dieser Beziehung, weil Jeder sein Raisonnement über Selbstsucht und Selbstentäußerung von einer gewissen Voraussetzung beginnt; von der Voraussetzung eines Besitzes, eines Grundstockes an Kenntnissen, Fertigkeiten und sachlichem Vermögen; nicht bedenkend, daß alles dieses nur durch Egoismus — seinen oder seiner Eltern und Lehrer — hat erworben werden können. Und da scheint es denn, daß der Egoismus gar nicht ins Spiel käme, wenn ein Mensch das, was auf der einen Seite den Mitmenschen durch Egoismus abgewonnen ist, nach der anderen Seite wieder großmüthig spendet; wenn der durch Erwerbsfium — d. h. durch Egoismus — zu Vermögen Gelangte wolthätige Stiftungen fundirt. Der wahre Idealist und Tolstoianer stände im Handumdrehen, wie Hiob, in puris naturalibus da und könnte weder sich noch Anderen helfen; er wäre bald der übrigen Menschheit nutzloser, als der ärgste Geizhals; denn wie das spanische Sprichwort sagt: Mas da el duro, que el desnudo (mehr giebt der Harte als der Nackte).

Es ist nicht nöthig, hier das häßliche Weltbild des Glends und der Armuth auszumalen, das eine immer weiter um sich greifende Selbstlosigkeit unabwendlich zur Folge hätte: das hat schon vor zweihundert Jahren Bernhard de Mandeville in der berühmten Bienenfabel gethan, aus der wir das Motto zu dieser Arbeit entlehnt haben. Dort wird geschildert, wie der Nest des in Tugend verschmachtenden Bienenstaates

Flew into a hollow tree

Blest with content and honesty.

Im Obigen sind aus Tolstoi's Lebensmaximen nur einige Folgerungen gezogen worden: Folgerungen, die manchen für Weltentwicklung und Weltfortschritt schwärmenden Personen nicht behagen mögen. Aber — müssen wir fragen — ist hiermit Tolstoi widerlegt? Ganz und gar nicht!

Tolstoi sagt es ja selbst, daß die Menschheit, sobald sie ihr Ziel erreicht habe, werth sei, unterzugehen. Dieses Ziel erblickt er in der Selbstlosigkeit und in einer — wie wir gesehen haben — ohnmächtigen, und somit ziemlich illusorischen Nächstenliebe; jedoch durchaus nicht etwa in Kunst und Wissenschaft, geschweige denn in Glanz, Luxus und Reichthum irgend welcher Art. Wenn Schiller Recht hat, daß zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden dem Menschen nur die bange Wahl bleibt; so hat eben Tolstoi den Seelenfrieden allein erwählt, als das Gut, welches alle anderen Güter aufwiegt. Er denkt sich die Seele nicht mit irdischem Thun beschäftigt; sie ist für ihn der Schmetterling, der sich aus der Chrysalide des Leibes in den Aether schwingt. Sein Ideal — er spricht es selbst aus — ist der Jünger Johannes, wie er, im Alter kindisch geworden, herumzog und nichts weiter redete als: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ — Das ist, wenn auch nicht nach Jedermanns Geschmack, doch ganz schön, und nichts ließe sich dagegen einwenden, falls Johannes der Theologe immer so gewesen wäre. Aber hier liegt eben der Grundirrtum der ganzen Doctrin.

Sittliche Bervollkommnung ist, kurz gesagt, nicht unabhängig von der Circulation des geistigen Lebens und dem intellectuellen Fortschritt. Wenn eine gewisse moralische Atmosphäre schon geschaffen, ein ganzer Gesellschaftskreis auf ein bestimmtes sittliches Niveau gehoben ist; dann wird es allerdings jedem einigermaßen normalen Individuum möglich sein, alles was zu seiner Sittlichkeit nöthig ist, zu fassen. Und wie weit das Individuum es dann in der Sittlichkeit bringt, wird von seinem guten Herzen und nicht von seinem klugen Kopf abhängen.

Das ist eine receptive Sittlichkeit. Zur productiven Sittlichkeit, welche auch die vorhandenen moralischen Anschauungen läutert, klärt und die Menschheit aufwärts führt, ist einerseits geistige Größe, andererseits ein nicht bloß selbstlos entsagendes, sondern ein leidenschaftliches Temperament erforderlich. Wir fühlen die Macht der Sünde in uns und die Bosheit der anderen Menschen als einen grimmigen Feind, der nur im Kampfe überwunden werden kann. Darum muß der Mensch mit Leidenschaft und Gluth um den Segen ringen, wie der Erzwater

Jakob mit dem Engel zu Pniel. Wenige haben den Conflict zwischen Realismus und Idealismus, zwischen dem Ehrgeiz und der Neigung zur Weltflucht so lebhaft empfunden, wie Schiller; und auch er würde nicht mit Tolstoi die Leidenschaften als ein Hinderniß des sittlichen Fortschritts ansehen. Er sagt: „Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, daß das höchste Bewußtsein unserer moralischen Natur nur in einem gewaltfamen Zustande, im Kampfe erhalten werden kann . . .“

Diejenigen, welche der Menschheit die stärksten sittlichen Impulse gegeben haben, glaubten selbst nicht den Frieden, sondern das Schwert in die Welt zu bringen; sie haben mit dem Gefühle des Jornes und der Empörung gelegentlich zur Geißel gegriffen und ihre Aufgabe nicht so einfach gefaßt, daß es genüge, das fremde Wohl dem eigenen vorzuziehen. Der sterbende Buddha hat seinen Jüngern nicht schlichtweg die Selbstentäußerung als bequemes Mittel zur Seligkeit („nirvana“) empfohlen, sondern seine letzten Worte waren: „Ringet ohne Unterlaß!“

Das ist ein anderer Charaktertypus, als die Leute, denen die Galle nie überläuft und die in unerschütterlicher Seelenruhe nur wiederholen: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Der Apostel Johannes stände auch nicht als eine verkörperte Gestalt vor uns, wenn er nicht zu anderen Zeiten noch andere Reden gehalten hätte; und er wäre nicht Apostel geworden, wenn er unter kindischen Greisen aufgewachsen wäre.

Das führt uns auf die zweite unerlässliche Bedingung sowohl für den Fortschritt in der Sittlichkeit, als auch dafür, daß sie erhalten bleibe und die menschliche Gesellschaft nicht wieder auf niedrigere Stufen der Humanität zurückfinke: geistige Regsamkeit und das was sie leistet, Aufklärung.

Zu einzelnen impulsiven Thaten liebender Selbstaufopferung, wie sie zum Schutze der nächsten Freunde oder der eigenen Sippe vollbracht werden, kommt es in jedem Kulturzustande, bei den Australnegern und sogar bei Thieren. Solche Instincte verrathen wahrscheinlich sittliche Reine. Aber zu einer bewußten Abkehr vom Egoismus und weltlichem Treiben, zu der Erkenntniß der Selbstlosigkeit und allumfassenden Liebe als eines sittlichen Zieles gelangt der Mensch immer erst bei hoher geistiger Entwicklung. Daher sind auch alle großen Lehrer und Vorbilder der Moral geistig bedeutende Persönlichkeiten gewesen, die nicht nur

durch edle Charakteranlagen, sondern auch durch die Weite ihres Horizonts befähigt wurden, das Evangelium der Entsagung zu bringen und zu verbreiten. Folglich muß aber ebenso in dem umgekehrten Falle: bei der Gleichgültigkeit gegen Alles, was das Leben im weltlichen Sinne schmückt, bei dem Abnehmen der Intelligenz, bei dem Verfall von Kunst und Wissenschaft und bei allmählichem Stumpferwerden des Menschengewisses, dessen Regungen ja doch an die Sinnlichkeit gebunden sind, — auch die Sittlichkeit leiden. Auch auf diesem Gebiete wird der Mensch Rückschritte machen; und es wird ihm schließlich nicht mehr so viel geistige Kraft übrig bleiben, um den Flug seiner Seele überhaupt bis zu dem Ideale der Selbstlosigkeit zu erheben.

Wo schon eine hohe Kultur vorhanden ist, da kann man an dem einzelnen Individuum nicht diese Beobachtung machen: bis der Mensch im zwanzigsten, dreißigsten Lebensjahre auf die Idee der Abkehr von der Welt kommt, sind ihm die Einflüsse der Bildung selbst wider Willen so zu sagen in's Blut übergeführt worden. Doch man muß bedenken, daß das, was dem Asketen und Wüsteneremiten die Einsamkeit belebt, das, was ihm den Stoff giebt zu erhebenden Gedanken und weisen Predigten, nicht aus der Zeit der Entsagung, sondern aus jener früheren Zeit stammt, wo er sich selbst noch mitten im Getriebe der eiteln Welt bewegte. Schafft man diese nach Genuß und Gewinn jagende Welt überhaupt ab, so führt die Entsagung nicht zu einer höheren Vergeistigung des menschlichen Wesens, sondern zur Verthierung und damit wieder zurück zu dem Egoismus in seiner naivsten Form. Das ist der Proceß der Selbstvernichtung des absoluten Idealismus.

Oder glaubt wirklich Jemand, daß bei solcher geistiger Dumpfheit man noch im Stande wäre, Tolstoi's Philosophie zu verstehen und sich für sie zu erwärmen.

Der Nachweis des inneren Widerspruchs, welchen das Ideal der Selbstlosigkeit, wenn man es im Ernst durchgeführt denkt, in sich birgt und den wir hiermit auf ethischer (nicht wie Nietzsche, auf ästhetischer) Basis gegeben haben, enthält die Widerlegung von Tolstoi's Lehre, so wie auch von Schopenhauers Ethik und jeder asketischen Moral; nämlich die Darlegung ihrer theoretischen Unzulänglichkeit; den Beweis, daß solche Sittenlehren statt wie sie wollen, den Menschen zum Engel zu erhöhen, ihn zur animalischen Stupidität zurückzuführen.

Freilich ist dadurch noch nicht die praktische Gefahr heraufbeschworen, daß durch Verbreitung solcher Maximen die Welt gar zu selbstlos werde und die Leute aufhören möchten, für sich selbst den Acker zu bestellen; wol aber die andere Gefahr, daß die Bedeutung der großen Persönlichkeiten für die Sittlichkeit des Menschengeschlechts, ihre Förderung und Aufrechterhaltung, verkannt und mißachtet werde. Zu keiner Zeit ist die Gefahr, daß die Menschheit gegen ihre größten Wohlthäter undankbar werde, „daß sie in allem Großen nichts anderes, als eine durch die Umstände emporgehobene Alltäglichkeit“ sehe, so nahe gewesen als jetzt, in der Epoche unseres nivellirenden und annullirenden Demokratismus. Vom Neide gezeugt und von der Vulgarität geboren, giert er darnach, alle Werthunterschiede zu verwischen, alles Hervorragende aus dem allgemeinen Sumpfe, jede Auszeichnung vor dem übrigen Volke des Ameisenhaufens, zur unerlaubten Arroganz zu stempeln. Für's Erste bilden die Befenner des Demokratismus ja allerdings mehr eine leidende und kämpfende „Kirche“; ihr wahres Angesicht werden sie, wie die spanische Inquisition erst als triumphirende „Kirche“ zeigen.

Und jetzt sieht man wohl, wie sehr zur rechten Zeit Friedrich Nietsche aufgetreten ist, und welch' heilsames Gegengewicht seine Verherrlichung der Leidenschaften, des Egoismus und sein Titanencultus gegen diesen wohlgemeinten, aber übelermogenen Idealismus bildet. Noch Niemand hat mit solcher Eloquenz und Gluth des Temperamentes die Menschheit zur Verehrung ihrer Heroen aufgerufen; Niemand noch mit solchem Erfolge der Verehrung für's Große ihr gutes Gewissen wiedergegeben. Was Nietsche auf diesem Felde geleistet hat, mit welchem Reichthum an Gedanken und Phantasie er den Werth des einzelnen Individuums, abgetheilt von der Masse, hervorgehoben hat, wird der theilnehmende Leser aus den eigenen Schriften des Philosophen besser kennen lernen, als es meine schwache Feder zu schildern vermöchte.

Daß diese beiden Denker, der Ethiker des Individualismus und der Ethiker der Entselbstung sich in ihren Lehren ergänzen; daß man sie etwa beide zusammen nehmen müsse, um von ihrer Moral befriedigt zu werden, darf man bei alledem durchaus nicht behaupten. So gerne man auch nach solchen höheren concillirenden Einheiten zu suchen pflegt und die Gegensätze harmonisch auflösen möchte, — bleiben Nietsche und Tolstoi doch so unvereinbar, wie Feuer und Wasser; sie kommen so wenig zusammen, wie der Nord- und der Südpol des Magnets;

jeder hat in seiner Art Recht und in seiner Art Unrecht; und man kann den Einen nur als Gegengift gegen den Anderen empfehlen. Außerdem ist es hier nicht unsere Aufgabe, eine dritte, selbständige Philosophie zu entwickeln, welche beiden gerecht würde oder die Lectüre beider überflüssig machte.

Die beiden Denker vertreten eben mit einer noch kaum dagewesenen Einseitigkeit in ihren Doctrinen, und Tolstoi auch im Leben, — je eine von zwei Regungen des Gemüths, die in jedem Menschen beide vorhanden sind, beständig mit einander collidiren und in ihren verhängnißvollsten Mischungsproportionen bis zur Tragik führen. In diesem Sinne sind Tolstoi und Nietzsche nicht als Erfinder neuer, bahnbrechender Ideen, wohl aber als Typen ihrer Zeit wichtig und anziehend. Das Wahre an der Lehre des Einen: nämlich daß vom Standpunkte der Sittlichkeit aus der Egoismus absolut verwerflich ist, — möge dem Wahren an der Lehre des Anderen: nämlich daß der Egoismus für die Sittlichkeit absolut nothwendig ist, — hiermit ein für alle mal gegenübergestellt sein als ein unlösbarer Widerspruch; als ein paar gleich triftige, contradictorisch entgegengesetzte Behauptungen. Das ist, nach dem von Kant erfundenen Ausdruck, eine sittliche Antinomie.

Diese Charakterparallele läßt sich noch von folgendem Gesichtspunkte aus vervollständigen.

Analog den beiden Kräften, welche die Physik an bewegten Massen unterscheidet, der Centrifugalkraft und der Centripetalkraft, lassen sich — wohl mit noch größerem Rechte, — an allen Regungen des sittlichen und socialen Lebens zwei einander entgegengesetzte Strömungen beobachten: Das Streben zum Centrum, zur Alleinheit, zu jenem höchsten Mittelpunkt, den wir, wenn wir ihn persönlich fassen, „Gott“ zu nennen pflegen. Aber schon ein alter Spruch sagt von ihm, daß er am besten in seinen Geschöpfen geliebt und geehrt wird; vorzüglich in den Geschöpfen, die dessen am meisten bedürften; also nach dem Evangelium: in den geringsten unserer Brüder. Diesem centripetalen Regreß entspringt die Neigung vieler religiöser Personen, keine Leistung sich selbst zuzuschreiben, sich immer als Werkzeug des „Höchsten“ zu betrachten und in Allem, wie sie sagen, „Gott die Ehre zu geben“. Ihm entstammt auch der Haß gegen die sachliche Erweiterung des Einzelnen, die man im Rechtsleben „Eigenthum“ nennt. Wo schon die Abzweigung des besonderen „Ich“ von dem Urgrunde alles Seins als Mangel, ja

als Sünde empfunden wird; wie sollte dort nicht als Hinderniß der allendlichen Vereinigung dasjenige scheinbar angesehen werden, was sich im Erdenleben an minderwerthigem Stoff, an „Mammon“ um den Kern der Einzelperson zu crystallisiren versucht; was wie ein Gewicht an dem Menschen hängend seine Seele an die Welt fesselt. Daher wird es den Reichen so schwer gemacht, in's Himmelreich zu kommen.

Das ist der eine Gang des Gemüths. Er manifestirt ein Einheitsbewußtsein aller lebenden Wesen, dessen unwidersprechlichstes Zeugniß: das Gefühl des Mitleids, augenscheinlich sogar in der Thierwelt vorkommt. Die seltsame Erscheinung, daß der Schmerz des Nicht-ich auch dem „Ich“ Schmerz erregt, und das „Ich“ veranlaßt, ihn zu lindern, läßt wirklich selbst bei der kühlsten Ueberlegung keine andere Erklärung zu, als die Annahme: „ich“ und „du“ seien im letzten Grunde eins; Theile eines und des nämlichen Wesens; Glieder eines Leibes, durch einen unsichtbaren Nervenstrang verbunden, umfaßt von einer sie alle in sich schließenden Einheit. Dieses Streben zum Aufgehen in der Einheit, oder diese Erkenntniß des eigenen Selbst im Anderen, das zuletzt unfehlbar dazu führt, dem, der uns den Rock nimmt, auch den Mantel zu geben, und das wir der Kürze wegen als „Selbstlosigkeit“ bezeichnen wollen; steht einem anderen, centrifugalen ethischen Grundtriebe gegenüber; dem Streben nach Absonderung des einzelnen Individuums von allen anderen Personen, also auch von dem Mittelpunkt Aller. Es ist die Betonung der Selbstständigkeit und Besonderheit des eigenen „Ich“. Es ist der Zug zur Vervollkommnung, Verschönerung, Kräftigung und dem Wachsthum der eigenen Person: eine Abwehr gegen alles Verschwimmen und Verschwinden des Einzelnen in der Masse; ein Sichsträuben gegen die Vereinigung mit einem dunklen Urgrunde alles Seins. Denn für diese sittliche Richtung, die natürlich den Egoismus als berechtigt ansieht, verlangt schon der von ihr erst geschaffene Begriff der „Persönlichkeit“ zu seiner Vollendung die Unterscheidung und Unabhängigkeit von Anderen.

Obgleich es demgemäß centrifugale und centripetale Naturen giebt, je nach dem Ueberwiegen des einen oder anderen Triebes, so sind doch beide jedem Menschen eingeboren und für sein Erdenleben nothwendig. Schwieriger aber als für die genannten physikalischen Erscheinungen dürfte es sein, für dieses ihr Widerpiel auf dem sittlichen Gebiete, die sog. „höhere Einheit“ zu finden, welche die Gegensätze versöhnt.

Tolstoi vertritt, wie seine Vorgänger, die großen Religionsstifter und viele Philosophen, den Trieb zur Alleinheit, und wirkt dabei weniger durch sein Wort als durch sein erhabenes Beispiel. Daß er dadurch auch Nutzen stiftet, ist wohl nicht nöthig, besonders zu demonstrieren. Wenn dagegen Nietzsche mit der ganzen Wucht seiner Rede und der Schärfe seines Geistes den entgegengesetzten Standpunkt betont, so wird man billigen Tuges die Frage aufwerfen, ob es denn nöthig sei, die Menschen zum Egoismus aufzufordern, gleich als wenn davon noch zu wenig vorhanden wäre? Es ist jedoch der Nutzen, den die Selbstlosigkeit des einen Menschen den anderen bringt, jederzeit offenkundig gewesen; woher die Selbstverleugnung und entsagende Liebe von jeher officiell in gutem Rufe gestanden haben; Jedermann hat sie, da sie ihm vortheilhaft waren, an anderen gern gesehen und den anderen empfohlen. Hinwiederum die Nothwendigkeit der Selbstsucht für das Gedeihen des Menschengeschlechts leuchtet nicht sofort ein. Man ist diesem Triebe im Großen und Ganzen nur mit schlechtem Gewissen gefolgt und hat ihn, der eine Bedingung der Kraft und irdischen Gesundheit ist, schimpfend mit dem Namen „Sucht“ (= Krankheit, in der älteren Sprache) gestempelt. Daher war es nicht überflüssig, den unerseßlichen Werth dieses Triebes für die menschliche Cultur ausdrücklich hervorzuheben.

Alle hier gebotenen Reflexionen möchten wir fürwahr nicht als eine erschöpfende Kritik der beiden ausgezeichneten Moralisten hinstellen, vielmehr als eine Ansicht von ihnen in dem Sinne der Optik; wo jede Ansicht den Gegenstand nur von einer bestimmten Seite und nicht von allen Seiten zugleich zeigt, insofern einseitig ist, doch aber eine correcte Projection des Gegenstandes bieten, also einen Theil der Wahrheit von einem bestimmten Standpunkte der Betrachtung offenbaren kann. Wenn es uns nur gelungen ist, einen höheren Standpunkt zu finden, als die Gegenstände, die wir in's Auge fassen; wenn es uns glückt, uns auf einen so hohen Gipfel zu stellen, daß wir beide Moralsysteme vergleichend überblicken: so braucht die Ansicht, obgleich einseitig, doch nicht unrichtig zu sein und erhebt sich über die Bedeutung eines bloß gelegentlichen Einfalls. Andere Projectionen, andere Schattenbilder der kritischen Gegenstände mögen wohl interessanter sein und tragen bei, die Wahrheit zu ergänzen. Deswegen erlauben wir uns, zum Schlusse noch eine Ansicht zu entwickeln, über den Grund der Schwierigkeit, mit welcher alle Ethiker zu kämpfen haben. Wenn nämlich der Ethiker unternimmt,

den Menschen zu sagen, was sie thun sollen, was ihre Pflicht ist: so muß seine Lehre auf zweierlei berechnet sein, zwei sehr verschiedenen Forderungen genügen: dem Leben und dem Tode. Die Philosophie muß für das Leben taugen, es schön und gut zu gestalten wissen. Denn Niemand darf leugnen, daß wir alle ein Leben — ob kurz, ob lang — vor uns haben; daher kommt es darauf an, wie wir es einrichten. Ebenso sicher aber ist es auch, daß uns der Tod bevorsteht. — Unsere beiden Moralisten haben nun nicht jeder beides, sondern jeder nur eines von beiden berücksichtigt. Nietzsche ist der Philosoph des Lebens; Tolstoi der Philosoph des Todes. Denn das Lebensglück, das er angeblich darin findet, „dem Gesetze der Vernunft entsprechend“ für Andere zu leben, ist, wenn man die Bedeutung der Worte nicht verdreht, gar kein Lebensglück, sondern ein Verzicht auf Lebensglück. Er wird dadurch möglich, daß man den Schwerpunkt des Daseins in's Jenseit verlegt. Nietzsche sorgt nur für das Leben, er will es steigern, die Kultur fördern, kräftigen, immer höhere Exemplare der Gattung „Mensch“ erzielen. Er lehnt es aber ab, irgend auf das Jenseit Bezug zu nehmen, die Menschen zum Tode vorzubereiten und zu erziehen. Tolstoi behält, wie die meisten echten Philosophen, den Tod beständig im Auge. Selbst wo er es nicht ausspricht, wird all sein Denken, wie auch sein Handeln, von dieser einen großen Rücksicht geleitet. Wie sollen wir leben, daß wir dem Tode jederzeit ruhig entgegensehen; daß wir ihn freudig und gefaßt empfangen, gleichviel in welcher Gestalt und auf welchem Wege er uns entgegentritt? Das ist das große Thema, das ihn unablässig beschäftigt und ihn hindert, den Werth des Fortschritts und der Kultur hoch zu veranschlagen. Das Leben ist ihm eine Quarantaine für die Ewigkeit. — Wie bei einer solchen Philosophie das Leben verkümmern, zerbröckeln und alle Schönheit aus ihm fliehen muß, haben wir früher zu zeigen uns bemüht, ohne darin schon eine Wiederlegung dieser Lehren zu sehen. Denn es wäre ja wohl möglich, daß wir jede Schönheit und jede Lust aus dem Leben verbannen müßten, um uns eine gute Todesstunde zu erkaufen, mit ruhiger Fassung in die Ewigkeit hinüber zu gehen und wie Tristano in Leopardi's letztem Gespräch sagen zu können: „Se mi fosse proposta da un lato la fortuna e la fama di Cesare o di Alessandro netta da ogni macchia, dall'altro di morir oggi, e che dovessi scegliere, io direi, morir oggi, e non vorrei tempo a risolvermi.“ (Wenn mir von der einen Seite

das Glück und der Ruhm Cäsars oder Alexanders, rein von jedem Flecken, angeboten würde, und von der andern, heute zu sterben; und ich wählen sollte, so würde ich sagen: heute sterben, und würde keine Bedenkzeit verlangen.) Nennt doch auch Seneca den Tod, den „Geburtstag der Ewigkeit“, dies iste, quem tanquam extremum reformidas, aeterni natalis est. — Der wahre Mangel dieser Philosophie bestand erst darin, daß mit der Unterdrückung des Egoismus und der Leidenschaften auch alle Intelligenz, Kraft des Denkens und Lust dazu successive sinken und total verkümmern müßte; daß die Fähigkeit, sich überhaupt im Gedanken über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, zu speculiren und zu philosophiren, verloren gehen würde; also statt der gehofften Vergeistigung und Veredelung eine allmähliche Abstumpfung Platz greifen müßte, welche die Menschen hindert, noch irgend welchen Idealen zuzustreben und sich für sittliche Wahrheiten zu begeistern. Da nun die Philosophie doch nicht nur für einige Personen jetzt in der Gegenwart, sondern für alle Menschen und Zeiten da sein soll; so wäre also die rechte Vorbereitung auf den Tod dieser Lehre nicht gelungen. — Wie steht es mit der entgegengesetzten, mit Nietzsches Ansicht? Braucht wirklich eine Ethik auf den Tod und das Jenseit keine Rücksicht zu nehmen? Kommt es nur darauf an, wie gut die Uhr geht, so lange sie geht; so daß wir nicht weiter zu denken brauchen: sie wird schon selbst stille stehen, wenn sie abgelaufen ist? — Mir scheint, daß eine solche Philosophie nur für Thiere taugen mag, in deren Leben — so viel man beobachtet — der Tod nie hineinguckt; die niemals beim Genuß und den Leiden des Diesseit mit dem Gedanken an's Jenseit beschäftigt sind. Bei uns ist es anders; bei uns gehört dieser Gedanke an den Tod mit zu den Erscheinungen des Lebens, die uns entgentreten und mit denen wir uns wohl oder übel auseinanderzusetzen haben und fertig werden müssen; denn die Gedanken kommen bekanntlich, wann sie wollen und nicht wann wir wollen.

Mir fällt ein seltsames Märchen ein, das ein amerikanischer Novellist aus dem Anfang dieses Jahrhunderts erzählt. Es heißt „die Maske des rothen Todes“, und lautet, in wenige Worte gefaßt, ungefähr so: „Die furchtbarste Pest, die es je gegeben hatte, der „rothe Tod“, wüthete im Lande. Aber Prinz Prospero war tapfer, glücklich und klug. Mit tausend Gästen schloß er sich in seiner festen und geräumigen Burg ein, trotzte den Schrecken der Seuche und, mit Vorräthen aller

Art reichlich versehen, verbrachte er die Tage in Jubel und schönem, heiterem Lebensgenuß. Ein Maskenball wogte durch die Säle des Ballastes und erhöhte die Lust der Gäste. Die Neugier aller erregte eine seltsame Gestalt, die Niemand zu kennen schien; und man wartete gespannt auf Mitternacht, wo auch sie ihre Maske abnehmen mußte. Die Stunde schlug; sie hob die Maske vom Gesicht, und alle Gäste prallten entsetzt zurück: es war der rothe Tod! Der rothe Tod war in den Mauern der Burg.“

Die Gedanken an den Tod gehören zum menschlichen Leben; und wer sie daraus verbannen und sich gegen sie absperren will, dem starren sie in's Angesicht, wann er's am wenigsten erwartet. Die Maske des Todes ist mitten unter uns.

Gregor von Glasenapp.



Im IV. Abschnitt dieser Abhandlung sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 493	3.	19	v. u.	lies:	pflügt	statt	flügt.
" —	"	20	" "	"	Ernst	"	ernst.
" 497	"	16	" "	"	Residuum	"	Residium.
" 499	"	17	" "	"	gedachten	"	Gedachten.
" 500	"	9	" "	"	distinct	"	Distinct.
" 508	"	15	" "	"	unverhohlene	"	unverholene.
" —	"	16	" "	"	Achillesferse	"	Achillesverse.





Gegenfaß.

~~~~~  
**S**onnenluft und Schattenflimmern,  
Tannengrün und Spheureis,  
Durch die Wälder blinken, schimmern  
Alpenschnee und Firneneis.

Quellengehn und Aetherblauen,  
Junges Herz und alter Wein, —  
Aber ernst die Berge schauen  
In das sonn'ge Bild hinein.

Wintertrog und Sommerweben  
Stehn sie friedlich alle beid',  
Unvermittelt wie im Leben  
Oft die Freude bei dem Leid.

Wie in sonn'gem Daseinsranken,  
Bei der Liebesblüthen Noth  
Stolze ragende Gedanken  
An das Ew'ge und den Tod. —

Alexander Freiherr von Mengden.





## Das System der Künste.<sup>1)</sup>

### I.

**W**enn wir aus dem weiten Reiche der Künste beliebig einige recht verschiedenartige Kunstwerke herausgreifen und zusammenstellen, wenn wir z. B. den Kölner Dom und einen Roman von Fritz Reuter, einen Straußschen Walzer und Raffael's Disputa nebeneinander stellen, dann erscheint es nicht auffallend, daß es schwer ist, so heterogene Dinge unter einen Hut zu bringen; es muß uns vielmehr Wunder nehmen, daß in der ganzen Aesthetik kein Grundsatz so wenig Widerspruch erfährt, als der von der Einheit der Kunst; daß Aesthetiker, die sonst diametral entgegengesetzte Anschauungen vertreten, stets darin übereinstimmen, daß alle die verschiedenartigen Künste nur verschiedene Aeußerungen einer und derselben menschlichen Geistesthätigkeit sind. Jede höhere Töchterchülerin wird uns ja schon auf die Frage: „Was ist die Kunst?“ prompt antworten: „Die Kunst ist die Darstellung des Schönen“. — Fragt man aber weiter: „Was ist das Schöne?“ dann wird es mit der prompten Antwort hapern, und suchen wir die Antwort in den Werken der Aesthetiker, dann finden wir in jedem eine andere (oder anders gefaßte) und in keinem eine befriedigende, so daß die Zahl der Skeptiker immer größer wird,

<sup>1)</sup> Die vorliegende Abhandlung ist bereits in den „Philosoph. Monatsheften“ (1894, Heft 9 und 10) abgedruckt. Im Interesse einer weiteren Verbreitung haben wir dem Wunsche des Verf., seine Arbeit, wenn auch verkürzt, an dieser Stelle reproducirt zu sehen, gern entsprochen. D. Red.



die meinen, daß mit dem Begriff der Schönheit überhaupt nicht viel aufzustellen ist. — In der That ist die Frage: „Was ist Schönheit?“ im Grunde ebenso vorwiegend wie die andere: „Was ist Wahrheit?“ Während wir uns aber in Bezug auf die letztere schon gewöhnt haben, unter Wahrheit das zu verstehen, was die Wissenschaft sucht und ewig suchen wird, verkennen unsere Aesthetiker doch noch immer, daß auch der Begriff der Schönheit eben nur einen Sinn hat als ein Namen für das, was die Kunst sucht; sie verlangen noch immer, daß die Aesthetik zuerst das Wesen der Schönheit vollkommen klarstelle, um dann jeder einzelnen Kunst ihr legitimes Erbtheil zuzuthemen, während wir es für richtiger halten, den Künsten auf ihren Wegen nachzugehen, um festzustellen, wo und wie sie das suchen, was sie erstreben.

Wir haben hier schon die Kunst neben die Wissenschaft gestellt; aber diese Nebeneinanderstellung ist bei unseren heutigen Aesthetikern noch sehr verpönt, sie fühlen sich meist noch verpflichtet, eine Lanze für die Kunst gegen die Wissenschaft zu brechen. Jedoch kommt es dabei gewöhnlich auf einen Kampf mit Windmühlenflügeln hinaus, denn die alte Idee aus Baumgarten's Zeit von der Kunst als dem Gebiet der „verworrenen Empfindungen“ im Gegensatz zum klaren Denken in der Wissenschaft, und überhaupt die Anschauung von der Superiorität der Wissenschaft ist doch jetzt eine verklungene Sage; das neue Feldgeschrei der heutigen Naturalisten aber, die die Wahrheit und nicht die Schönheit als Ziel der Kunst proclamiren, klingt auch nur so schrecklich; suchen diese Revolutionäre wirklich die Wahrheit nur auf dem Wege der Kunst und nicht auf dem der Wissenschaft, so kann man sie ruhig suchen lassen; was sie etwa finden, wird sich denn am Ende auch als etwas entpuppen, was andere Schönheit nennen; verirren sie sich aber auf den Weg der Wissenschaft, dann werden sie selbst den Schaden davon haben, indem sie den Erfolg ihrer Werke beeinträchtigen, denn daß die Kunst ein anderes Verfahren einzuschlagen hat als die Wissenschaft, das bestreitet doch heutzutage auch niemand mehr.

Wir können also die Kunst ruhig neben die Wissenschaft stellen, wenn wir jetzt unsere Hauptfrage zu erörtern beginnen. Wo und wie sucht die Kunst das, was sie erstrebt? — Auf diese Frage in ihrer Allgemeinheit antworten wir zunächst ebenso allgemein: Die

Kunst sucht und findet ihre Aufgaben eben da, wo auch die Wissenschaft sie findet, aber sie bearbeitet sie auf die entgegengesetzte Weise. Wissenschaft und Kunst sind eben zwei verschiedene Weisen, die Welt zu erfassen, wobei wir unter dem Ausdruck Welt natürlich auch das innere Geistes- und Gemüthsleben des Menschen begreifen. — Damit soll in der That gesagt sein, daß der Kunst gar kein Stoff versagt ist, wenn sie ihn nur künstlerisch bewältigen kann. Alle Versuche, das Gebiet der Kunst aus anderen Rücksichten einzuschränken, sind vergeblich gewesen; man kann ja freilich von sehr vielen Gegenständen sagen, daß sie der Kunst sehr ungünstige Aufgaben stellen, aber die Unmöglichkeit ihrer Bewältigung läßt sich niemals nachweisen. — Nur wenn es etwas vollständig Abgesondertes, ganz Alleinstehendes, rein Zufälliges geben könnte, dann könnte das nicht Gegenstand der Kunst, aber ebensowenig der Wissenschaft werden, so etwas könnten wir weder begreifen, noch künstlerisch darstellen. Denn alle menschliche Geistesthätigkeit beruht auf der Verknüpfung von Allgemeinem und Besonderem. Die Wissenschaft sucht das Allgemeine im Besonderen zu erkennen, indem sie es von den Einzeldingen und Einzeltvorgängen abstrahirt und zu Art- und Gattungsbegriffen, zu empirischen, historischen oder Naturgesetzen zusammenfaßt. — Sie schafft also allgemeine abstracte Gedankenproducte, die uns die Erkenntniß des in den vielen concreten Besonderungen Bestimmenden und Wirkenden geben, und sie hätte ihr unerreichbares Ziel erreicht, wenn sie einen höchsten Begriff, ein allgemeines Grundgesetz als das Bestimmende für die gesammte Welt nachweisen könnte. Die Kunst schafft umgekehrt stets und ausschließlich concrete Gebilde, aber stets solche, in denen wir irgend etwas Allgemeines zwar nicht mit dem Verstande erkennen, aber mit der Phantasie erfassen können. Die Kunst concretisirt das Allgemeine, sie hat zu zeigen, wie es sich in concreten Farben und Klängen u. s. w. verkörpert.

Abichtlich habe ich hier nur die einfachen Begriffe „abstract“ und „concret“, „allgemeine“ und „besondere“ gebraucht, für meinen Zweck genügen sie vollkommen. Aber freilich bin ich auch der Ansicht, daß es für die gesammte Aesthetik ein Segen wäre, wenn in ihr einmal vollständig aufgeräumt würde mit dem ewigen „Idealismus, Formalismus, Realismus, Ideal-Realismus“ u. s. w., wenn „Immanenz“ und „Transcendenz“ aus ihr verbannt würden, wenn endlich

einmal die unglückseligen Begriffe „subjectiv, objectiv und subjectiv-objectiv“ in den Ruhestand versetzt würden. Alle diese Begriffe haben der Aesthetik nichts genügt, aber unsäglich geschadet. Durch ihre Unklarheit, Verschwommenheit, Vieldeutigkeit und abstracte Leere haben sie jene sterilen Speculationen, jenen öden Wortschwall verschuldet, der mit Recht die philosophische Aesthetik bei so vielen in Verruf gebracht hat, während auf der anderen Seite noch immer viele glauben, daß man ohne diese Worte nicht auskommen könne, wenn man gegenüber dem anstürmenden rohen Naturalismus an hohen und edlen Grundsätzen in der Kunst festhalten will. — Während wir aber alle diese ominösen Worte einfach aus unserem Wortvorrath streichen können, ist das mit einer Reihe von anderen Begriffen nicht möglich, deren Gebrauch ebenfalls große Schwierigkeiten und Gefahren mit sich bringt.<sup>1)</sup>

Solch ein unentbehrlicher Begriff ist der Begriff der künstlerischen Phantasie, über den ganze Bände geschrieben und doch wenig Einigkeit erzielt worden ist. Ich gebrauche diesen Begriff nur in seinem weitesten Sinne, wo er, entsprechend dem Denkmögen für die wissenschaftliche Erkenntniß, das gesammte receptive und productive künstlerische Vermögen bezeichnet, also die Fähigkeit, Concretes so zu erfassen und zu gestalten, daß es etwas Allgemeines in sich schließt. Einigkeit herrscht darüber, daß die Phantasie der Sinnesthätigkeit näher steht als der Verstand; sie ist ja eben die Fähigkeit des Concretisirens im Gegensatz zum abstrahirenden Verstande; aber zu wenig wird gewöhnlich dabei beachtet, daß auch für das Denken die Sinnesthätigkeit die unentbehrliche Grundlage bildet, und daß auch die Phantasie nicht sowohl eine gesteigerte Schärfe der Sinnesempfindungen verlangt, als vielmehr die Fähigkeit, Sinnesindrücke zu begrenzen und als geschlossene, gesonderte Ganze zu erfassen, eine Fähigkeit, die sich nur an die beiden höheren Sinne, das

1) Bei solchen Begriffen werde ich deshalb immer kurz ausführen, in welchem Sinne ich sie ein für allemal gebrauche, und mich dabei stets auf die Bedeutung beschränken, die mir für meinen Zweck nothwendig erscheint. Sollte sich dabei herausstellen, daß der eine oder andere Begriff von mir zu abweichend von der in der Wissenschaft sonst herrschenden Begriffsbestimmung gebraucht wird, so handelt es sich doch schlimmstenfalls nur um den schlechten Gebrauch eines Wortes, der sachliche Sinn aber wird dadurch nicht alterirt.

Gesicht und das Gehör, knüpft. Es genügt nicht, daß unsere Sehnerven afficirt werden, wir müssen eine begrenzte Gestalt schauen; und was wir hören, darf nicht ein verworrenes Geräusch bleiben, wir müssen darin einen geschlossenen Vorgang erfassen.

Gestalten und Vorgänge erfüllen die gesammte Welt: jene den Raum, diese die Zeit. Das Auge als Raumsinn vermittelt das Erfassen und Bilden von Gestalten, das wir Anschauung nennen; das Zusammenfassen von Bewegungs- und Veränderungseindrücken zu einheitlich aufgefaßten Vorgängen hängt ebenfalls theilweise vom Gesichtssinn, vorzugsweise aber vom Gehör ab; wir bezeichnen es in Ermangelung eines treffenderen Specialausdrucks als Empfindung im engeren Sinne. — So erhalten wir in Anschauung und Empfindung die doppelte Grundlage der Phantasiethätigkeit, und damit zugleich den grundlegenden Unterschied zweier großer Kunstklassen. Diese Zweitheilung ist denn auch längst unter sehr verschiedenen Benennungen durchgeführt worden: bald werden bildende und empfindende Künste unterschieden, bald Künste des Auges und des Ohres, des Raumes und der Zeit, der Ruhe und der Bewegung, der Simultaneität und Succession u. s. w. Diese Verschiedenheit der Namensgebung zeigt schon, daß auch hier Klarheit und Einigkeit in der Abgrenzung der betreffenden Kunstgebiete noch schwer zu finden sind. — Wenn ich nun wieder neue Bezeichnungen gebrauche, so beabsichtige ich durchaus nicht, dieselben als die allein möglichen und richtigen anzupreisen, sondern ich gebrauche sie nur, um das, was ich darlegen will, so einfach und klar zu sagen, als ich es vermag.

Wenn ich von Gestaltenkünsten und Vorgangskünsten rede, so spreche ich damit freilich die Ansicht aus, daß die ersteren die Aufgabe haben, uns in die ganze unendliche Fülle der Gestalten einzuführen, die die Natur darbietet und die menschliche Phantasie bildet, von der primitivsten Zickzacklinie bis zum erhabensten Götterbild, von der Cheopspyramide bis zum Murilloschen Bettelknaben; und ich glaube ebenso, daß die Vorgangskünste uns dazu verhelfen sollen, das Leben und Weben der Welt so stark und dabei so rein als möglich mitzuerleben. Aber es genügt auch, nur ganz trocken festzustellen, daß es unzweifelhaft eine Reihe von Künsten giebt, deren Thätigkeit darin besteht, Stücke des Raumes zu begrenzen und so Dinge zu schaffen, die wir unter der ganz allgemeinen Bezeichnung

der Gestalten begreifen, und eine andere Reihe, die uns zeitliche Bewegungen und Veränderungen vorführt, die wir als Vorgänge bezeichnen. Die Darstellungsmittel der ersten Reihe sind, wie Lessing sagt, Figuren und Farben im Raume, oder, anders ausgedrückt, Farbencomplexe, Umrisslinien und (dreidimensionale) Körperformen; die andere Reihe operirt ausschließlich mit Lautäußerungen oder Klangbildungen (Tönen und Worten) und äußeren Körperbewegungen. So erhalten wir den grundlegenden und durchgreifenden Unterschied zweier Kunstklassen, die mit einander im Grunde nichts gemein haben als die allgemeine Grundlage alles Kunstschaffens, die Phantasiethätigkeit, und die allgemeine Fundgrube aller Kunststoffe, die Welt.

Aber sie repräsentiren getrennt die beiden Hauptseiten der Phantasiethätigkeit und sie theilen unter sich die Welt. — Freilich zeigt uns die Natur Gestalten und Vorgänge in unzähligen, unendlich wechselnden Verknüpfungen, und die Kunst muß ihr folgen, sie kann nicht wie die Wissenschaft das Eine vom Andern abstrahiren: aber sie scheidet die beiden Gebiete klar und scharf; was uns die eine Kunstklasse bietet, ist stets noch eine Gestalt, wenn wir auch noch so viel Lebenshätigkeit, noch so viel Beziehungen auf Vorgänge in ihr erkennen; und was uns die andere Kunstreihe vorführt, ist stets schon ein Vorgang, wenn wir ihn auch nur aus äußeren Körperbewegungen entnehmen. Daher können die beiden Kunstreihen nur äußere Verbindungen mit einander eingehen, niemals können die von der einen Kunst geschaffenen Gestalten direct die Träger der von der anderen Kunst dargestellten Vorgänge sein. Ebenso wenig findet ein wirklicher Uebergang aus dem einen Kunstgebiet in das andere statt, und alle Versuche, diese beiden Reihen zu einer einzigen aufsteigenden Reihe der Künste zu verschmelzen, müssen verunglücken. Denn die durchgreifende Verschiedenheit der Darstellungsmittel begründet natürlich einen ebenso scharfen Unterschied in der praktischen Ausführung der den beiden verschiedenen Kunstgebieten angehörenden Kunstwerke. — Die Gestaltenkünste stellen ihre Kunstproducte stets in todtm oder doch wenigstens willenlosem Material dar, die Vorgangskünste dagegen führen ihre Kunstproductionen durchweg durch lebendiges Material, durch darstellende Künstler, aus. Bei den Gestaltenkünsten fällt die Ausführung des Kunstwerks mit seiner Fixirung zusammen; ist es einmal ausgeführt, so bleibt es bestehen, bis es durch äußere

Einflüsse zerstört wird; die Productionen der Vorgangskünste dagegen verzehren sich selbst vor den Augen und Ohren des Publikums, ihre Dauer umfaßt nur die Zeitmomente, die für den Ablauf der Vorgangsreihen nöthig sind; ihre Ausführung kann gar nicht fixirt werden, das Einzige, was bei den Vorgangskünsten fixirt werden kann, ist die Erfindung; dazu aber stehen nur willkürliche Zeichen, Schriftzeichen, zu Gebote, deren Aufzeichnung gar kein Kunstwerk ergiebt, sondern nur die Anleitung zur Ausführung desselben.

Wir haben es also hier mit einem durchgreifenden Unterschiede der Künste zu thun, der immer bestanden hat und bestehen wird. — Aber dieser Unterschied ist nicht nur ursprünglich, er ist auch der einzige ursprüngliche. Die Forschungen über die Anfänge der Kunst stecken zwar selbst noch in ihren Anfängen; jedoch sind auch ihre scheinbar nur negativen Resultate für unsere Frage wichtig. Sie haben manchen lange eingewurzelten Irrthum aus dem Wege geräumt, und wenn wir auch die Entstehung und Sonderung der einzelnen Künste nicht nachweisen können, wenn wir auch noch nicht wissen, wie es damit gewesen ist, so wissen wir doch wenigstens zum Theil, wie es nicht gewesen sein kann. Heutzutage ist es nicht mehr möglich, die Urkünste in der Architectur und im Epos zu erblicken, in Künsten, bis zu deren Ausbildung eine verhältnißmäßig so hohe Culturentwicklung vorausgegangen sein mußte. Aber an den Platz, den die ägyptischen Pyramiden und die Homerischen Epen räumen müssen, haben wir keine Werke anderer Einzelkünste zu setzen. Es ist vielmehr charakteristisch für die primitive Stufe der Kunstentwicklung, daß sich innerhalb der beiden Kunstreihen keine klare und entschiedene Sonderung vollzieht. — Damit sollen keine mystisch-idealen Gesamtkunstwerke der Urzeit construirt werden, es soll auch nicht geleugnet werden, daß einzelne sehr ursprüngliche Kunstproducte, wie z. B. einfach eingerigte Zeichnungen, den Anschein reiner differenzirter Kunstübung darbieten. Aber es kann entschieden behauptet werden, daß die primitive Kunst nicht nur keine Tendenz zur Sonderung der einzelnen Künste zeigt, sondern auch positiv, daß in ihr die Tendenz wirkt, die verschiedenen Kunstmittel in einander fließen und sich vermischen zu lassen. Am entschiedensten zeigt sich dies bei den Vorgangskünsten, deren impulsiver Charakter auf dem Drange nach beinahe unbewußter Aeußerung des Empfindungslebens durch Muskel-

thätigkeit, durch innere und äußere Körperbewegungen beruht. — Die inneren Bewegungen führten zu Lautäußerungen, in denen Wort und Ton gewiß ursprünglich unlösbar verbunden waren, die äußeren Bewegungen beschränkten sich nicht auf einzelne Theile des Körpers und erschienen als untrennbare Verschmelzung des rhythmischen und des mimischen Elementes. Gerade diese äußeren Körperbewegungen spielen in der primitiven Kunst die Hauptrolle, aber mit dem primitiven Tanz ist stets Gesang verbunden, und es bedeutet schon eine weitere Entwicklungsstufe, wenn Tanz und begleitender Gesang an verschiedene Ausführende vertheilt werden, wie dies z. B. bei den australischen Corroborry-Tänzen der Fall ist, wo die Männer tanzen, die Weiber sitzend dazu singen, der Dirigent aber nicht nur seine beiden Taktstöcke aneinander schlägt, sondern auch durch Gesang und verschiedenartige Körperbewegungen die Einheit des Ganzen zusammenhält. — Vorläufig nicht zu entscheiden dürfte die Frage sein, ob für die epische Poesie noch eine andere Wurzel in ursprünglichen nicht gesungenen, mythischen Erzählungen zu suchen ist; daß aber die ursprüngliche Vortragsweise der mehr epischen Dichtungen eine Art Gesang war, bei der wir auch eine starke mimische Bethätigung des Vortragenden voraussetzen haben, wird kaum bestritten. — Nicht so innig scheint die Verbindung der Kunstmittel in den Gestaltkünsten zu sein, bei denen die Ausführung sowohl als der Genuß von vornherein einen mehr beschaulichen Charakter zu haben scheinen. — Aber auch hier werden wir jedenfalls ursprünglich keine durchgeführte, oder auch nur beabsichtigte, Sonderung in der Anwendung der Kunstmittel finden. Bildet die primitive Kunst noch keine consequent in Bezug auf ihre Körperlichkeit durchgeführten Gestalten, so zielt sie noch weniger auf reine Flächenbehandlung ab. — Sie benützt vorgefundene Körper zu ihren ersten Versuchen, sie schmückt den menschlichen Körper und verziert Geräthe und Waffen. Dann entsprechen die primitiven Arten des Reliefs, wie das vertiefte, besonders diesem Schwanken zwischen Körperlichem und Flächenhaftem. Die Relieffiguren werden bemalt, aber als eigentliches Kunstmittel wird die Farbe noch nicht verwendet, Naturwahrheit erstrebt sie nicht. Ornamentfiguren und Menschen- oder Thiergestalten werden in der naivsten Weise nebeneinander gestellt, wie auf jenen altgriechischen Reliefs und Vasen, wo die spiralen- und rosettenförmigen Ornamente alle

Lücken füllen müssen, sei es auch zwischen den Beinen der Menschen und Pferde. — So finden wir in der primitiven Kunst stilisirte und naturalistische Gestalten oft vollständig unvermittelt und ungeordnet nebeneinander; die Stilisirung beginnt unzweifelhaft sehr früh, wohl mit den ersten Kunst Anfängen, aber die naturalistische Nachahmung spielt in der primitiven Kunst eine weit größere Rolle, als man ihr früher zuschrieb, schon die Tätowirungen der Wilden z. B. sind vielfach als Nachbildungen von Gegenständen nachgewiesen.

Keine Kunst in jedem Sinne suchen wir eben auf der primitiven Stufe vergebens, auf ihr bleibt die Kunst abhängig vom praktischen Zweck und vom Material. Kein bestimmendes Ideal leitet die spontanen und sporadischen Kunstäußerungen zu einem erstrebten Ziele; die Religion scheint auf die ursprüngliche Kunst einen weit geringeren Einfluß gehabt zu haben, als unsere Aesthetiker annahmen, die überall Symbolisches und Mythisches zu erkennen glaubten. — Künstler im engeren Sinne giebt es natürlich auf jener Stufe nicht, das Ursprüngliche ist ein urwüchsiges Dilettantismus, der dem modernen freilich so unähnlich wie nur möglich ist. Ueberhaupt spielt die Erfindung in der primitiven Kunst eine minimale Rolle, sie ist wohl immer an die Ausführung gebunden, und der Phantasiereichthum, den manche Aesthetiker den Urvölkern angedichtet haben, ist nicht zu entdecken. Freie Erfindung würde von dem primitiven Publikum schwerlich als besonderes Verdienst anerkannt werden, alle Anerkennung gilt noch der Ausführung. Daher bilden sich aus den anfänglichen Dilettanten auch zunächst keine Künstler, sondern Kunsthandwerker und Virtuosen, und aus den Anfängen der Kunst entstehen nicht direct die einzelnen Künste, sondern mannigfache Techniken. Diese haben dann die Grundlage der Kunstentwicklung abgegeben und zum Theil ihnen scheinbar gar nicht verwandte Künste in ihrer Entwicklung bestimmend beeinflusst; so hat Semper den mächtigen Einfluß der textilen Technik auf die Ausbildung der Architektur aufgewiesen, und lange ist bekannt, wie später die Keramik auf Bildnerei und Malerei eingewirkt hat. So wichtige Resultate wir aber noch von den weiteren Forschungen auf diesen Gebieten erhoffen, wir dürfen nicht erwarten, daß sie uns die Entstehung und Scheidung der einzelnen Künste vollständig nachweisen werden, denn diese Scheidung tritt zum Theil erst auf noch späterer Entwicklungsstufe ein.



## II.

Der Rückblick auf die primitive Kunst konnte uns nicht zum Ziele führen, aber er wird sich vielleicht als nicht ganz vergeblich erweisen, wenn wir jetzt von den Anfängen der Kunst hinüberblicken zu ihren jüngsten Resultaten, wenn wir sehen, wie herrlich weit wir es jetzt in der Sonderung der Künste gebracht haben. Freilich meinen manche vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß wir es in dieser Beziehung schon ein wenig zu weit gebracht haben, sowohl in der Kunstpraxis als auch in der ästhetischen Theorie. — In der That, wenn z. B. E. v. Hartmann den ausdruckslos schönen Gesangsvortrag in ein Fach seines Systems der Künste thut, nämlich zu den formal-schönen Künsten niederer Ordnung, den ausdrucksvollen Gesang aber in ein anderes, zu den einfachen freien Tonkünsten, die Operngesangskunst als Gesangsgeberdenmimik in ein drittes, zu den mimischen Künsten, wenn er dann unter den zusammengesetzten Künsten die Vocalmusik als binäre Verbindung, die Instrumental-Vocalmusik als ternäre, und die Oper endlich als quaternäre Verbindung rubricirt, so ist nicht abzusehen, wohin noch andere Aesthetiker kommen können, die etwa die berechtigten Ansprüche der Klavierspieler auf besondere Classificirung des ausdrucksvollen Klaviervortrags berücksichtigen oder anderes dergleichen. Eine solche abstracte Zergliederung der Künste führt nicht zum Ziel, sondern auf Abwege.

Wir werden uns an die vorhandenen concreten Künste halten und wollen von solchen ausgehen, deren Scheidung unzweifelhaft ist und die einen klaren Gegensatz innerhalb einer Kunstreihe bilden. Solche finden wir an den beiden Polen der Vorgangskünste in der Instrumentalmusik auf der einen Seite und der epischen Prosadichtung auf der anderen. Gemeinam ist diesen beiden Künsten eine sehr wichtige negative Bestimmung; sie enthalten sich beide der Anwendung des einen Kunstmittels der Vorgangskünste, nämlich der Körperbewegungen. Zwar absolut können sie dieselben nicht ausschließen, im Concert wollen wir noch unwillkürlich und mit Recht auf die Bewegungen des Violinspielers oder sonstigen Virtuosen sehen, sie sind nicht vollkommen irrelevant für uns, sondern können die Aufnahme des Vorgetragenen fördern; und selbst wenn jemand stumm für sich einen Roman liest, d. h. ihn sich selber vorliest, so werden wir bei ihm immer, und wenn er noch so phlegmatisch dasitzt, Spuren

von mimischen Muskelbewegungen entdecken können; daß aber diese Bewegungen als Kunstmittel gar nicht mehr verwendet werden, ist klar. — Gemeinsam ist also, positiv genommen, den beiden genannten Künsten das andere Mittel der Vortragskünste, die Klangbildung; daß sie aber vollständig verschiedene, entgegengesetzte Klänge benutzen, weiß jedermann; nicht so durchaus klar ist dagegen, worin dieser gegensätzliche Unterschied besteht. Immer noch wird dieser Gegensatz hauptsächlich darin gefunden, daß die Prosadichtung auf jede Klangschönheit verzichte, die Instrumentalmusik dagegen wesentlich auf ihr beruhe, während doch die sinnliche Klangschönheit auch für die Instrumentalmusik nur an dem natürlich gegebenen Material haftet und auch in ihr nur dieselbe Rolle spielt, wie die Glätte, Färbung, das feine Korn oder ein sonstiger Vorzug eines Gesteins in der Architektur. Erst die Verwendung dieser Naturschönheit des Materials am richtigen Orte erhebt auch diese sinnlichen Eigenschaften zum Kunstmittel. Der wahre Unterschied kann nur durch das Kunstmittel, durch die Art der Verwendung des Materials, hier also durch die Anordnung der gegebenen Klangelemente bestimmt werden, und er besteht darin, daß die Instrumentalmusik Klänge zur Darstellung mathematisch bestimmbarer, die Prosadichtung aber Laute zum Ausdruck logisch bestimmbarer Vorgänge verarbeitet. Ich will die ersten kurz elementare, die zweiten begriffliche Vorgänge nennen. Ich finde diese Namen selbst nicht schön, aber ich habe keine besseren gefunden. Unter elementaren Vorgängen wollen wir also solche verstehen, in denen eine mathematisch bestimmbare Gesetzmäßigkeit waltet, die wir aber begrifflich nicht erfassen und benennen können, während die begrifflichen Vorgänge eben alle äußeren und inneren, durch Anschauung und Empfindung der Auffassung vermittelten Bewegungserscheinungen umfassen, die wir mit einem bestimmten Namen zu bezeichnen vermögen. Die begrifflichen Vorgänge erscheinen der Phantasie an Gestalten gebunden, sie erscheinen als Thätigkeiten und verlangen ein Subject; wo die Sprachbildung eigentlich elementare, subjectslose Vorgänge begrifflich auffaßt, da folgt sie der poetischen Anschauung und substituirt ein Subject, wenn auch nur ein unpersonliches. Hierdurch gewinnt die Dichtung die Doppelseitigkeit der Empfindung und Anschauung, für die letztere schafft sie die Charaktergestalten, die sie der bildenden Kunst verwandt erscheinen lassen;

aber direct kann sie nur Vorgänge darstellen, und da muß das von Lessing im Laokoon nachgewiesene Gesetz seine Geltung behalten, wenn es auch wohl eine weitere, etwas weniger strenge Fassung zuläßt. Die Prosadichtung ist zur Darstellung der begrifflichen Vorgänge auf das einzige Mittel des logischen Sprachausdrucks beschränkt, sie kennt kein anderes Kunstmittel. Daß sie damit hart an die Grenze der Kunst überhaupt rückt und oft genug Gefahr läuft, sich in das Gebiet der Wissenschaft zu verirren, die dasselbe Mittel für ihre Zwecke gebraucht, weiß jeder; aber sie bleibt Kunst, so lange sie die concreten Vorgänge so darstellt, daß wir ihre allgemeine Bedeutung mit der Phantasie erfassen und nicht mit dem Verstande; dies ist der einzige, aber auch entscheidende Unterschied zwischen der epischen und der historischen Erzählung, dieser Unterschied sichert der Prosaepik ihren Charakter als Kunst.

Wir haben der Instrumentalmusik die Prosaepik gegenübergestellt, um den Gegensatz möglichst scharf hervorzuheben. Das Princip der Instrumentalmusik ist zunächst rein formal, es ist mathematisch bestimmbare Regelmäßigkeit. — Die Physik hat uns die mathematische Bestimmtheit von Tonhöhe und Klangfarbe gelehrt, aber dies sind dem Musiker gegebene, von ihm zu benutzende Eigenschaften seines Materials. Sein eigentliches Kunstmittel ist die Ordnung der Töne, diese Ordnung aber nach Rhythmus, Harmonie und Melodie beruht auf demselben mathematischen Princip der Regelmäßigkeit. Dem gegenüber herrscht in der Prosaepik formal volle Unregelmäßigkeit, die Worte sind nur nach ihrer Bedeutung zu ordnen, die Form scheint nichts zu bedeuten, der Ausdruck alles; wenn der epische Dichter von der normalen logischen Wortfolge abgeht, so thut er dies nur, um zu charakterisiren. Aber es wäre verfehlt, die Dichtung in Prosaform, den Roman und seine Trabanten, scharf losreißen zu wollen von der Epik in gebundener Rede. Diese stellt ganz ebenso begriffliche Vorgänge dar, und der Rhythmus, der ja freilich im Metrum der Verse als ein zweites Kunstmittel hinzutritt, darf doch nur eine Nebenrolle spielen, er bringt nicht die Darstellung elementarer Vorgänge hinzu, sondern stellt nur die begrifflichen Vorgänge als unter dem Walten elementarer Gesetzmäßigkeit stehend dar. Die Epik muß in jedem Falle Rede bleiben, und wenn sie noch so schwungvolle metrische Recitationen erheischt; die Epik endet, wo der Gesang beginnt.

Wo der Gesang beginnt, da endet aber auf der anderen Seite auch die Instrumentalmusik, und es entsteht nun die Frage, ob, ebenso wie auf der einen Seite die Epik ein Element mathematischer Gesetzmäßigkeit als Hilfsmittel verwenden kann, so auch auf der anderen Seite die Instrumentalmusik im Stande ist, dem Gesange ein Moment begrifflich bestimmten Ausdrucks zu entlehnen. Diese Frage hat den großen Streit des Formalismus und Idealismus in der Musikästhetik hervorgerufen. In diesen Streit einzugreifen, habe ich weder die Absicht noch die durch speciellere Kenntniß der Musik bedingte Möglichkeit. Gegenwärtig scheinen die Formalisten, die der Instrumentalmusik jede Fähigkeit zu bestimmtem Ausdruck abstreiten, entschieden in der Minorität zu sein, aber die siegenden Gegner haben noch nicht die ihnen obliegende Aufgabe gelöst, nachzuweisen, wodurch die reine Musik bestimmten Ausdruck hervorbringen kann und wie weit ihre Fähigkeit dazu reicht. Jedenfalls scheint mir, daß man dieser Fähigkeit immer nur die zweite Stelle, die Nebenrolle wird anweisen können neben der mathematischen Regelmäßigkeit, die immer die Hauptgrundlage der reinen Musik bleiben und ihr die Darstellung logisch unbestimmter, elementarer Vorgänge als wesentliche Aufgabe zuweisen wird.

Wir sind nun schon von beiden Seiten her, von den elementaren Vorgängen der Instrumentalmusik und von den begrifflichen der Epik auf ein Mittelgebiet gestoßen, auf das Gebiet des Gesanges, in welchem also offenbar beide, elementare und begriffliche, Vorgänge zur Darstellung gelangen, natürlich nicht als Gemenge, sondern in möglichst inniger Verschmelzung, so daß entweder elementare Vorgänge zugleich als begriffliche dargestellt werden, oder umgekehrt begriffliche zugleich als elementare. Da wird aber von vielen die Frage aufgeworfen werden: Wo bleibt denn die Lyrik? Darauf muß die Antwort lauten: Sie ist schon da, denn Lyrik und Gesang sind dasselbe, oder, wenn man durchaus noch weiter theilen will, die lyrische Poesie bildet die eine Seite des Gesanges und stellt begriffliche Vorgänge zugleich als elementare dar; die andere Seite, die dieselbe Aufgabe mit überwiegender Betonung des elementaren Moments zu lösen sucht, ist dann Vocalmusik zu nennen. Diese Begriffsbestimmung wird freilich denen sehr wenig gefallen, die gewohnt sind, die Lyrik als reine Dichtungsart aufzufassen, und das sind die meisten. Diese

Auffassung geht von der Leselyrik aus, die ja freilich Bände genug füllt; dabei wird aber vergessen, daß wenigstens die lyrischen Dichter, sofern sie nicht mehr Didaktisches als Lyrisches liefern, immer noch in der Forderung einig sind, daß ihre Lieder von rechtswegen nicht gesprochen, sondern gesungen werden sollten. — Meines Wissens hat aber niemand daraus den richtigen Schluß für das Lesen von lyrischen Gedichten gezogen. Eine epische Dichtung stellt an den Leser die Anforderung, daß er im Stande sei, sie sich selbst vorzulesen, d. h. die Worte sich immer so vorzusprechen oder zu recitiren, daß möglichst wenig von dem Eindruck verloren geht, den eine gute Recitation des Werkes auf die Hörer machen würde; demgemäß verlangt ein lyrisches Gedicht von seinem Leser, daß er sich das Lied, auch ohne daß ihm die Melodie beigegeben ist, innerlich vorsingen könne. Und daß die landläufige Begriffsbestimmung der Lyrik trotz des reichlichen Aufwandes von schönen Phrasen keinen nach Klarheit Verlangenden wirklich befriedigen kann, werden doch viele empfunden haben. — Was ist denn eine besondere Dichtung der Empfindungen, Gefühle oder Stimmungen, was bedeuten diese verschwommenen und von keinem Aesthetiker klar bestimmten Begriffe selbst? Wo giebt es eine Dichtung, die nicht derartiges enthielte, und wieviel würde selbst von den Epen, von denen der obligate Gegensatz der objectiven epischen und subjectiven lyrischen Dichtung abgezogen ist, von den homerischen Gedichten übrig bleiben, wenn man alle Darstellung bestimmter Gefühle als lyrisch ausscheiden müßte? — Denn auch fast alle äußeren Vorgänge im Epos sind doch durch innere bedingt. Eine wirkliche Beschränkung auf die Darstellung rein äußerer Vorgänge würde zur bloßen Beschreibung oder Schilderung führen und schließlich jede Poesie ausschließen. Bestimmte, benennbare Gefühle sind einfach begriffliche, wenn auch innere Vorgänge und somit Gegenstand aller Poesie. Die Lyrik aber in unserem Sinne als Gesang stellt diese begrifflichen Vorgänge als Ausfluß elementarer Gesetzmäßigkeit dar, zum Ausdruck dessen braucht sie formale Kunstmittel mathematisch bestimmbarer Regelmäßigkeit, und ihr genügt dazu nicht mehr der Rhythmus allein, in ihren Melodien müssen sich die begrifflichen Vorgänge als ganz durchdrungen von diesem Walten des Elementaren erweisen. Natürlich ist zugegeben, daß sich dazu nicht alle begrifflichen Vorgänge eignen, sondern hauptsächlich nur die unbestimmteren, mehr

unbewußten und gestaltlosen, die weniger von bestimmten Subjecten als von geheimnißvoll wirkenden elementaren Kräften auszugehen scheinen; je bestimmter, anschaulicher dagegen ein Vorgang als äußere Thätigkeit eines Subjects erscheint, das als klare Gestalt hervortritt, desto mehr eignet er sich für epische Darstellung: aber eine bestimmte Abgrenzung solcher Vorgänge wird sich niemals erreichen lassen.

Wir haben somit eine vollständige Reihe von Vorgangskünsten festgestellt, die sich auf die Ordnung von Klangäußerungen als Kunstmittel beschränken, dagegen von der künstlerischen Anwendung der Körperbewegungen absehen. Sie führen uns eine unendliche, ununterbrochene Fülle von Vorgängen vor, von den einfachsten elementaren, die ein vollständig bedeutungsloses mathematisches Spiel mit Tonverbindungen zu sein und keine Beziehung zu irgend einem wirklichen Dinge oder Wesen zu haben scheinen, bis zu den anschaulichsten Handlungen individueller Personen, die als der Ausdruck höchst verwickelter und scheinbar durchaus regelloser Gemüthsbewegungen erscheinen können. Diese unendliche Reihe ist nirgends unterbrochen, aber sie läßt sich klar scheiden, denn sie wird von einem zwiefachen Ordnungsprincip beherrscht, dem mathematischen und dem logischen. — Demgemäß kann man zwei Hauptkünste, Musik und Poesie, unterscheiden. Da aber die beiden Ordnungsprincipien in einander übergreifen und sich verschmelzen, so müßte man die Grenzlinie in der Mitte so feststellen, daß der eine Theil des Gesanges oder der Lyrik zur Musik, der andere zur Dichtung geschlagen wird. Diese Grenzlinie zwischen Vocalmusik und lyrischer Dichtung ist aber, wie wir schon bemerkt haben, so gut wie unfindbar, denn es handelt sich hier ja nicht einfach um die Scheidung von Wort und Ton, diese gehören vielmehr in beiden Abtheilungen untrennbar zusammen. Es scheint mir daher rationeller, drei Künste zu statuiren, indem wir das gesammte Mittelgebiet als das Wirkungsfeld einer besonderen Kunst auffassen. — Musik, Lyrik und Epik bilden dann die geschlossene Reihe, deren drei Glieder sich aber schon äußerlich auf den ersten Blick durch die verschiedene Art der Ausführung, des Vortrags, trennen. Die Musik wird gespielt, die Lyrik gesungen, die Epik recitirt oder gesprochen.

Nun entsteht die Frage, ob sich unter den Gestaltenkünsten eine entsprechende Reihe von Künsten finden läßt, die ebenso durch die Verwendung desselben Kunstmaterials zusammenhängen und sich in

gleicher Weise durch die verschiedenen Principien dieser Verwendung scheiden. Es ist klar, daß auch hier die Beschränkung auf ein wesentliches Kunstmaterial und Mittel als Verzicht auf die Anwendung von dreidimensionalen Formen, als Ausbildung der reinen Flächen-darstellung deutlich genug hervortritt. Aber hier scheint nur eine einzige große Flächenkunst zu herrschen, die Farbenkunst der Malerei. Auch hier müssen wir uns vor der landläufigen Confusion hüten, die in der sinnlichen Naturschönheit der Farben schon das wirkende Kunstmittel erblickt; feltamerweise aber spricht man von Tonkunst in der Regel nur da, wo in der That die materiellen Eigenschaften der Töne noch die verhältnißmäßig größte Rolle spielen; von Farbenkunst aber gerade da, wo die absolute Qualität der Farben fast gar nicht mehr in Betracht kommt, sondern alle Wirkung durch ihre relative Vertheilung hervorgebracht wird. Das eigentliche Kunstmittel besteht natürlich auch hier nur in der Verwendung, in der Ordnung des Farbenmaterials; aber dem einzelnen Tone, der ja immer schon zeitlich begrenzt ist, entspricht gar nicht eine Farbe, sondern ein schon räumlich begrenztes Stück farbiger Fläche, und diese Begrenzung ist das Entscheidende. — Damit soll natürlich nicht im mindesten die alleinige Berechtigung scharfer, starrer Umrißlinien behauptet werden; diese Umrißlinien mögen so verschwommen sein, wie sie wollen, sie mögen im zartesten Hell Dunkel verzittern, in jedem Falle sind sie da, und nur ihr Dasein ermöglicht unserer Phantasie das Erfassen der Gestalten.

Wenn uns nun ein so begrenztes Stück farbiger Fläche nicht mehr als ein form- oder sinnloser Fleck erscheint, so können wir in ihm nur entweder eine geometrische Figur oder das Flächenbild eines in der Natur vorkommenden Gegenstandes erkennen. — Wir finden also hier denselben principiellen Unterschied mathematischer Form und logischer Bedeutung wie bei den Vorgängen, wir können ebenso elementare und begriffliche Gestalten unterscheiden, und wir müssen demgemäß auch zwei besondere Künste für die Darstellung dieser beiden Kategorien annehmen. Wenn wir die Bezeichnung „Malerei“ auf die Darstellung begrifflicher Gestalten beschränken, was ja auch schon ziemlich dem herrschenden Sprachgebrauch entspricht, so müssen wir für die Darstellung elementarer Gestalten eine zweite Kunst, die Flächenornamentik aufstellen. Und daß diese Scheidung bisher

niemals in klarer Weise vollzogen worden ist, scheint mir ein Haupthinderniß einer consequenten Eintheilung der Künste gewesen zu sein. Freilich weiß ich, daß ich hier noch so ziemlich die gesammte herrschende Anschauung gegen mich habe, denn nach dieser ist die Ornamentik gar keine selbständige Kunst, sondern nur ein Anhängsel der Architektur, und diese selbst wird noch neuerdings mit Entschiedenheit als unfreie Kunst aus dem Reigen der hohen und reinen Künste verwiesen. Nun ist aber erstens nicht abzusehen, inwiefern etwa ein orientalischer Teppich, den wir an die Wand unseres Zimmers hängen, in irgend welcher Beziehung ein weniger freies und selbständiges Kunstwerk sein soll, als das Gemälde, das seine Stelle an der Wand einnehmen kann; zweitens lehrt uns der maurische Stil, daß das Verhältniß zwischen Architektur und Ornamentik sich auch umkehren und letztere dabei entschieden die Hauptrolle spielen kann; und drittens wissen wir durch die Forschungen Semper's und anderer, daß auch in der ursprünglichen Entwicklung die Architektur keineswegs immer der maßgebende Factor gewesen ist, sondern außerordentlich stark von der in ganz anderen Techniken ausgebildeten Ornamentik beeinflusst worden ist. — Auch Ed. v. Hartmann statuirt eine reine formalschöne Ornamentik ohne zweckliche Function, aber er weist sie der Vorstufe der Kunst, den Künsten niederer Ordnung zu. Das ist nun Sache des Geschmacks, über den bekanntlich nicht zu streiten ist, der aber deshalb auch nicht in die Wissenschaft gehört, denn wie der europäische Gelehrte mit seiner Vorliebe für bedeutungsvollen Ausdruck geringschätzig herabsehen mag auf das leere Formenspiel asiatischer Phantastik, so kann vielleicht der asiatische Verehrer reiner Form und Farbe mit grenzenloser Verechtung von der Bewunderung denken, die ein europäischer Kunstkenner etwa der Darstellung betrunkenen Bauern auf dem Gemälde eines Niederländers zollt. Daß die Ornamentik bei uns bisher eine geringere Rolle gespielt hat als die Malerei, weiß jeder, neuerdings aber hat sie doch schon starke Anläufe zur Erlangung selbständiger Geltung gemacht; für unsere Frage ist das ja aber gleichgültig, eine selbständige Flächenornamentik mag hoch oder niedrig geschätzt werden, für uns genügt es, daß eine solche existirt. — Von anderer Seite kann aber meine Aufstellung ein scheinbar besser begründeter Tadel treffen. Es könnte als Fehler abstracter Construction und willkürlicher Scheidung



gerügt werden, wenn ich die Flächenornamentik als besondere Kunst hinstelle und sie von der körperlichen Ornamentik absondere? In der That wird kaum auf einem anderen Gebiete die Grenze zwischen zwei- und dreidimensionalen Gebilden so schwer zu ziehen sein. Dennoch ist diese Scheidung nothwendig, denn nur die Flächenornamentik entwickelt sich zur selbständigen Kunst, die stereometrischen Ornamente bleiben als Schmuckformen der Tektonik dienstbar. Denn im eigentlichen Sinne stereometrisch sind die Kunstformen doch nur dann, wenn die Körperlichkeit für die ästhetische Wirkung nothwendig ist, also wenn die betreffende Kunstform eine statische Function wirklich oder scheinbar vollzieht; Reliefornamente dagegen, deren Wirkung nicht wesentlich von der der Flächenornamentik verschieden ist, können wir ruhig unter dieser mit begreifen, da ja die technischen Unterschiede für unseren Gesichtspunkt gleichgültig sind. Diese Auffassung der Flächenornamentik als besonderer Kunst ist aber nicht nur thatsächlich begründet, sie erweist sich auch als besonders fruchtbar für das System der Künste. Wir erhalten so eine der Malerei durch ihr Kunstmaterial, farbige Flächenformen, eng verwandte, durch das Princip der Verwendung dieser Formen aber entgegengesetzte Kunst. — Wir erhalten aber auch nur so unter den Gestaltenkünsten eine Kunst, die denselben Platz einnimmt wie die Instrumentalmusik unter den Vorgangskünsten. Unzähligemal sind die auffallenden Analogien des Musikalischen und Ornamentalen besprochen und hervorgehoben worden, aber immer in schiefer Weise, denn stets wurden Musik und Architektur in Parallele gestellt, und dieser Vergleich zwischen der körperlosesten und körperlichsten aller Künste mußte natürlich immer hinken, während die Analogie in unserer Fassung vollständig zutrifft.

Unter den Vorgangskünsten fanden wir an den entgegengesetzten Enden der von uns betrachteten Reihe die reine Instrumentalmusik und die Prosaepik als Repräsentanten des entschiedensten Gegensatzes der beiden Kunstprincipien. Wenn wir ganz dasselbe Verhältniß bei den Gestaltenkünsten feststellen wollen, müssen wir der rein geometrischen Flächenornamentik die realistische Tafelmalerei gegenüberstellen, die ganz ohne Rücksicht auf Schönheit der Form nur den naturwahren und möglichst charakteristischen Ausdruck in der Darstellung menschlicher Gestalten erstrebt, wobei sie diese Gestalten in einem ganz bestimmten Moment vorführt, also uns Ausdruck und

Stellung der Gestalten so zeigt, wie sie durch einen bestimmten Vorgang bedingt werden. Wie wir aber sehen, daß die betreffenden Vorgangskünste nicht durchweg in dieser strengen Scheidung des Elementaren und Begrifflichen beharren, sondern sich auch das entgegengesetzte Kunstprincip als Hilfsmittel aneignen, ohne damit ihr Hauptprincip aufzugeben, so ist dasselbe Verhalten bei der Ornamentik und der Malerei mindestens ebenso deutlich. Das zeigt sich auf der einen Seite darin, daß die Ornamentik sich Naturmotive holt, also begriffliche Gestalten aus der wirklichen Welt benutzt, dieselben aber so vollständig stilisirt, d. h. nach ihrem geometrischen Princip umgestaltet, daß wir in den Rosetten, Palmetten u. s. w. nur noch einen Anklang an die entsprechenden Dinge der wirklichen Pflanzenwelt erkennen. Auf der anderen Seite ordnet die Malerei, namentlich die sog. Existenzmalerei, ihre menschlichen Gestalten in regelmäßiger Weise, sei es nach dem starren Princip der Isokephalie oder nach dem der symmetrischen Gliederung, des pyramidalen Aufbaus der Gruppen u. s. w., jedenfalls so, daß in der Vertheilung und Ausnutzung des gegebenen Raumes nicht allein das begriffliche Moment der Naturnachahmung maßgebend ist, sondern daneben das geometrische Formprincip mitwirkt. So kommen wir von beiden Seiten wieder auf ein Mittelgebiet, in dem die beiden Grundprincipien sich mehr oder weniger die Wage halten. — Freilich ist dies Mittelgebiet hier schwerer zu bestimmen und abzugrenzen als bei den Vorgangskünsten, denn es fehlt hier der äußere in der Ausführung hervortretende Unterschied, den wir dort in der Sonderung von Spiel, Gesang und Recitation wahrnehmen, und andrerseits verschmelzen elementare und begriffliche Gestalten nicht so leicht und innig wie die entsprechenden Vorgänge. Dennoch existirt dies Mittelgebiet, und wir haben ihm alle jene Gestalten zuzuweisen, die nicht so streng geometrisch gebunden sind, daß unsere Phantasie in ihnen nicht die Grundlage tieferen organischen Lebens erfassen oder ihnen ein solches Leben leihen könnte, und deren begrifflicher Charakter wiederum nicht selbständig und persönlich genug ist, um eine geometrisch stilisirende Veränderung ihrer Form als Störung ihres Begriffes empfinden zu lassen. Diese Stilisirung scheut sich ja freilich nicht, auch die höheren thierischen und die menschliche Gestalt in ihr Bereich zu ziehen, aber im Wesentlichen bleiben doch die Gestalten der unorganischen und der

niederer organischen Natur die Objecte dieser Kunstübung. Das naturalistische Pflanzen- und Thierornament leitet da hinüber zum Frucht- und Blumenstück, zum Stillleben, zur Architektur- und Landschaftsmalerei. Als gemeinschaftlichen Namen für diese Kunst wüßte ich zunächst keinen besseren als den der decorativen oder ornamentalen Malerei zu nennen; als umfassendste und auch für unsere Zeit noch vorbildliche Leistungen erscheinen mir die griechisch-römischen Wandmalereien, welche die Ausgrabungen in Rom, Pompeji u. s. w. zutage förderten und an die dann die entsprechende Kunstübung der Renaissance mit Raffaels Loggien wieder anknüpfte. Der modernen Landschafterei aber, namentlich der sog. Stimmungslandschaft, möchte ich die der modernen Lyrik ohne musikalische Composition analoge Stellung zuweisen, und es ist vielleicht auch nicht zu phantastisch zu behaupten, daß jedes gute lyrische Gedicht uns in eine Stimmungslandschaft versetzt, jede gute Landschaft aber in uns ein Lied erklingen läßt. Ueberhaupt aber kommen sich Gestaltenkunst und Vorgangskunst auf der begrifflichen Seite immer näher, bis uns zuletzt die Gestalten nur als Verkörperung einer Handlung erscheinen, die Vorgänge aber als reines Product persönlicher Charaktergestalten.

Wir haben also neben der Reihe der Vorgangskünste (Musik, Lyrik, Epik) eine analoge Reihe der Gestaltenkünste (Flächenornamentik, decorative Malerei, Malerei im engeren Sinne) erhalten, in welcher dieselben beiden Ordnungsprincipien, das mathematische und das logische, Form und Ausdruck, sich in derselben Weise nach den beiden Enden zu immer entschiedener trennen, nach der Mitte zu immer mehr in einander schieben. — Wenn wir nun noch einmal die Gesamtheit dieser sechs Künste von einem gemeinsamen Gesichtspunkt aus betrachten wollen, so wird dieser Gesichtspunkt durch das gegeben, was uns überhaupt zu dieser Eintheilung geführt hat, durch den Umstand, daß alle diese Künste Verzicht leisten auf ein mögliches Kunstmittel (Körperbewegungen, Körperformen), um sich ganz auf das andere (Klangäußerungen, Farbencomplexe) zu beschränken. — Niemand wird annehmen, daß dieser Verzicht der Nothbehelf einer verarmten Kunst ist; es ist klar, daß diese Beschränkung vielmehr eine gesteigerte Ausbildung des einen Kunstmittels bedingt, die so nur bei seiner Isolirung möglich ist.

Daraus ergibt sich aber eine ganze Reihe von Consequenzen. — Das verwendete Kunstmittel muß so ausgebildet werden, daß es auch die Wirkungen des fehlenden möglichst ersetzt; ich brauche das nicht im Einzelnen auszuführen, ein bloßer Hinweis z. B. auf die Bedeutung der Modellirung, Verkürzung, Ueberschneidung, der Linien- und Luftperspective zc. in der Malerei genügt, um festzustellen, worum es sich handelt. Eine derartige Ausbildung aber ist nur möglich auf Grund einer Verbesserung des Materials und der Technik, die nur das Resultat langer Arbeit auf zum Theil heterogenen Gebieten sein konnte. So ist z. B. eine Prosaepik erst möglich, wenn die syntaktische Ausbildung der Sprache durch Wissenschaft und Praxis ihr ein vom ursprünglichen sehr verschiedenes Gewand angezogen hat; so kann sich die Instrumentalmusik erst frei bewegen, wenn sie in den vorhandenen Instrumenten nicht störrische, sondern wirklich folgsame Werkzeuge erhalten hat; so setzt die Flächenornamentik, wenn sie sich zu einem wirklich freien Formenspiel gestalten soll, die Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten in den verschiedenen einzelnen Techniken voraus. — Wenn daher auch die Wurzeln und Anfänge dieser Kunst in die ältesten Zeiten zurückreichen, so sind sie in ihrer charakteristischen Ausbildung die spätesten der Künste, zum Theil erst Producte der neuesten Zeit; die primitive Kunst ging der Technik voran, diese modernen Künste ruhen auf ihr. Die primitive Kunst konnte gewissermaßen ohne Künstler auskommen und sie führte zum Kunsthandwerk, unsere Künste dagegen sollen die freien Producte rein künstlerischen Schaffens sein und alles Handwerksmäßige abstreifen.

In ihnen spielt daher die Erfindung die Hauptrolle, wenn wir diesen Begriff im weitesten Sinne nehmen, nicht etwa nur als das Ausfindigmachen eines neuen Sujets oder Themas. Die Erfindung muß sich hier in allen Einzelheiten zeigen, gerade ein Hauptreiz dieser Künste liegt darin, daß sie uns neue, originelle Einzelheiten bieten, nicht schablonenmäßig nach einem feststehenden Recept gemachte. — Daher übernimmt der erfindende Künstler hier, wo es möglich ist, wie z. B. in der Malerei, selbst die Ausföhrung; oder, wo das nicht angeht, muß er doch die Ausföhrung so genau feststellen und vorschreiben, daß für sie entweder nur allgemeine Bildung erforderlich ist, wie zum Lesen epischer Werke, oder eine rein auf Reproduction

berechnete technische Uebung, wie größtentheils bei der Instrumentalmusik und der Ornamentik. Freilich wird dadurch gerade in diesen Künsten der moderne Dilettantismus großgezogen, der sich nur zu oft nicht auf die Ausföhrung beschränkt, sondern in das Gebiet der Erfindung hinübergreift und dort Unheil anrichtet. Andererseits hat aber dieser Dilettantismus doch auch wieder den Vorzug, die Verbreitung dieser Künfte außerordentlich zu befördern und dadurch auf die Vermehrung der künstlerischen Production in ihnen hinzuwirken.

Wir haben in den vorstehenden Erörterungen darauf hingewiesen, daß die subtile Ausarbeitung der Einzelheiten eine natürliche Folge der speciellen Ausbildung des einen Kunstmittels ist, aber es wäre verfehlt, zu schließen, daß eine solche Specialausbildung nur nach dieser einen Richtung hin wirken kann. Die Malerei z. B. leitet uns nicht nur gewissermaßen zum mikroskopischen Sehen an, indem sie uns charakteristische Einzelzüge bemerken läßt, die wir gewöhnlich unbeachtet lassen, sie führt uns ebenso, so zu sagen, zum teleskopischen Sehen. Wenn wir eine plastische Gruppe vor uns haben, so treten wir zurück, um ein einheitliches Flächenbild derselben zu gewinnen, die Malerei bietet uns direct solche Flächenbilder und läßt uns auf ihnen ja manchmal hunderte von Gestalten überschauen; sie führt uns nicht nur in die engste Enge des intimen Lebens, sondern entrückt uns auch ebensogut in die weiteste Ferne. Ueberhaupt wäre nichts verkehrter als die Annahme, daß unsere Künste durch die Beschränkung auf ein Kunstmittel auch auf ein engeres Stoffgebiet beschränkt sein müßten. Im Gegentheil, diese Beschränkung befreit die Künste von allen stofflichen Schranken und führt sie zur freiesten ungebundensten Beweglichkeit, so daß der Gesamtheit der von uns aufgeführten Künste geradezu gar kein Gegenstand versagt ist, der sich überhaupt künstlerisch darstellen läßt.

Gerade die unerschöpfliche Fülle der Einzelheiten, der besonderen Züge in Ausdruck und Form, und die unendliche Mannigfaltigkeit der Combinationen dieser Einzelheiten ist das Charakteristische, ist die große Errungenschaft dieser Künste. Darum entsprechen diese Künste so sehr unserer heutigen modernen Geistesrichtung, darum treten sie an die Seite der modernen Wissenschaft, die ruhelos alle Winkel der Welt durchstöbert nach dem Kleinsten und Größten, nach dem Nächsten und Fernsten; und darum möchte ich sie auch die inductiven

Künste nennen. Die Bezeichnung mag zunächst unpassend und wunderbarlich erscheinen, denn wir sind gewohnt, bei dem Worte „Induction“ sofort an eine Art der logischen Schlußfolgerung zu denken. Davon kann hier selbstverständlich nicht die Rede sein, da wir es hier nicht mit Verstandes-, sondern mit Phantasiethätigkeit zu thun haben. Wenn wir aber unter Induction im weiteren Sinne alle Geistesthätigkeit verstehen, die vom Besonderen, von den concreten Einzelfällen ausgeht und in ihnen das Allgemeine sucht, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch die Phantasie diesen Weg einschlagen soll. Sie kann ja freilich nicht das Allgemeine aus den besonderen Fällen abstrahiren, sie kann uns nur wieder ein Besonderes, ein Concretes zeigen, aber ein Kunstwerk ist dies Concrete doch erst dann, wenn wir in ihm irgend etwas Allgemeines erfassen können. Die inductiven Wissenschaften dürfen, auch wenn sie sich zu den höchsten Abstractionen erheben, den festen Boden der Thatfachen der Erfahrung nie verlassen; ebenso müssen die inductiven Künste, auch wenn sie die erfinderische Phantasie noch so frei walten lassen, ihren Schöpfungen immer den Charakter des Besonderen, des nicht vollständig Gleichartigen bewahren, sonst erstarren sie mehr als andere Kunstwerke im Schablonenhaften; die gewöhnlichsten Durchschnittsкульпturen ohne Charakter z. B. erzeugen in uns nicht eine solche Rede wie die Producte der byzantinischen Malerei; ein Duzend dorischer Tempel oder gothischer Kirchen mit geringfügigen Verschiedenheiten würden uns kaum ermüden, wer aber wollte zwölf Teppiche von verschiedener Größe, aber mit fast demselben Muster ansehen; auf der Bühne lassen wir uns in der Komödie hundertmal dieselben Situationen, dieselben schablonenhaften Charaktertypen gefallen, während wir im Roman immer neue originnelle verlangen u. s. w. — Diese Fülle und Mannigfaltigkeit des Besonderen haben wir ja schon als die charakteristische Tendenz dieser inductiven Künste erkannt; neuerdings droht diese Tendenz sogar zum vollständigen Steckenbleiben im Besonderen zu führen, wie im modernen naturalistischen Roman und der entsprechenden Malerei.

Aber man könnte vielleicht einwenden, daß dieser Empirismus eben auf die Künste beschränkt sei, die es mit der Naturnachahmung zu thun haben, während Künste wie die Ornamentik und die Instrumentalmusik eher einen deductiven Charakter trügen, indem in ihnen die

Einzelheiten nach gewissen allgemeinen Regeln bestimmt würden. Das ist jedoch eine Verwechslung; was in diesen Künsten sich so bestimmen läßt, ist gar nicht künstlerische Phantasiearbeit, sondern wissenschaftliche Verstandesarbeit, die ja zeitweise namentlich auf die Musik einen nur zu starken Einfluß gehabt hat. Die Thätigkeit der erfindenden Phantasie ist auch in diesen Künsten ebenso inductiv wie in den nachahmenden; während aber Malerei und Epik ihr Material an Gestalten und Vorgängen in der Natur und im Leben finden, sind die Musiker und Ornamentiker auf die Formen angewiesen, die ihre Vorgänger im Laufe von Jahrhunderten in den verschiedenen technischen und tektonischen Kunstweisen und durch den Gebrauch der menschlichen Stimme und der verschiedenen allmählich erfundenen und vervollkommeneten Musikinstrumente zusammengebracht haben. Erst wenn ein genügender Vorrath solcher Formen aufgespeichert ist, können sich Flächenornamentik und Instrumentalmusik zu selbständigen, mit ihrem Material frei schaltenden Künsten erheben.

Wenn auch das Verfahren des Malers, der seine Modelle bald so, bald so stellt und gruppirt, um zu sehen, wie es sich am besten ausnimmt, besonders charakteristisch und typisch ist, so verfahren doch die Künstler in den übrigen inductiven Künsten ebenfalls in dieser Weise, sie experimentiren, sie probiren. Natürlich probiren sie nicht in's Blaue hinein, aber das thut der inductive Forscher ebensowenig. J. St. Mill hat in seinem berühmten System der Logik ausführlich gezeigt, wie alle Deduction gleichfalls auf ihr zu Grunde liegende Induction zurückzuführen ist; aber es ließe sich umgekehrt auch hervorheben, daß bei allen Inductionen, außer etwa den ganz naiven, eine größere oder geringere Quantität Deduction mit im Spiele ist, denn der experimentirende oder beobachtende Gelehrte geht doch immer von einer mehr oder weniger klaren Voraussetzung aus; er will freilich sehen, was sich bei seinem Versuche ergeben wird, aber er hat doch schon vorher eine mehr oder weniger zutreffende Hypothese darüber, was dabei herauskommen müßte; natürlich kann er das Resultat nicht vollständig vorausberechnen haben, dann wäre sein Verfahren eben nicht mehr inductiv, sondern rein deductiv, und das Experiment wäre nur die Verification der deductiven Berechnung. — Ebenso fließend ist die Grenze zwischen inductivem und deductivem Verfahren in den Künsten, und wenn wir die von uns betrachteten

Künste speciell die inductiven genannt haben, so will das nur heißen, daß der in ihnen vorzugsweise waltende Geist, der ihrer Organisation besonders entspricht und der sie erst zur vollen Entfaltung ihrer Vorzüge bringen kann, eben der Geist der Induction ist. Auch die Maler und Epiker, Musiker und Ornamentiker dürfen natürlich mehr oder weniger planvoll vorgehen, sie können eine mehr oder weniger bestimmte Richtung verfolgen, aber sie dürfen sich nicht auf einen bestimmten, streng vorgezeichneten Weg beschränken lassen, sonst geben sie eben den Hauptvorzug ihrer Künste auf, die freie, lebendige, bewegliche Fülle ihrer Schöpfungen. Wie überall, so enthüllt eben auch hier der Hauptvorzug zugleich den Hauptmangel, die starke Seite ist zugleich die schwache; jene Freiheit und Mannigfaltigkeit kann nur zu leicht in Willkür und Stillosigkeit ausarten. Die inductiven Künste haben keinen festen, strengen Stil, in ihnen herrscht keine allgemeine, gewissermaßen als selbstverständlich anerkannte Richtung; ja in extrem inductiven Zeiten kommen sie wohl gar dazu, die Stillosigkeit selbst für das leitende Princip anzusehen, und einen puren Naturalismus auf der einen, eine fessellose Phantasik auf der anderen Seite als das Höchste der Kunst zu erstreben. — Denn wenn der Künstler die mannigfaltigsten Tonfolgen und Klangfarben benutzen kann, wenn er über den Wortschatz einer ausgebildeten Sprache verfügt, wenn ihm Farbentöne zu Gebote stehen, die sich in jeden Umriß fügen; dann kann er sich an die feinsten Uebergänge, die subtilsten Nuancen, die originellsten Effecte wagen; aber er läuft dann auch Gefahr, sich in abstrusen Einzelheiten und barocken Einfällen zu verlieren.

### III.

Die inductiven Künste umfassen in ihrer Gesamtheit die ganze künstlerisch darstellbare Welt; wir können daher keine Kunst mehr finden, die uns ein neues Kunstgebiet erschlösse. Die noch vorhandenen Künste können nur dieselben Dinge behandeln, aber sie müssen sie anders behandeln; der Unterschied liegt in der Art der Darstellung, und diese ist von der Art der Kunstmittel abhängig. Neben den inductiven Künsten, die auf die Verwendung der Körperformen und Körperbewegungen als Kunstmittel verzichten, haben wir die Künste, die gerade wesentlich durch diese Kunstmittel wirken. Ist nun unsere



Vertheilung des Gesamtgebietes der Kunst auf die einzelnen inductiven Künste richtig, so muß sich dieselbe Eintheilung auch bei den jetzt zu betrachtenden Künsten bewähren, sie müssen ebenso Gestalten und Vorgänge, elementare und begriffliche oder gemischte, behandeln; den vier oder sechs inductiven Künsten müssen also, wenn die Anwendung der Körperformen und Bewegungen hinzutritt, dieselben beiden Reihen der Gestalten- und Vorgangskünste mit derselben Gliederung nach dem Princip der mathematischen oder logischen Bestimmung entsprechen. Und das ist durchaus der Fall. Wenn uns Ornamentik und Malerei elementare und begriffliche Gestalten als Flächenbilder vorführen, so werden dieselben Gestalten im eigentlichen Sinne verkörpert in der Tektonik und in der Sculptur. Die elementaren und begrifflichen Vorgänge, die uns in der Instrumentalmusik und der Epik nur durch Töne und Worte vermittelt wurden, kehren wieder in den rhythmischen und mimischen Bewegungen der Orchestik und der Dramatik; dem Mittelgebiet der Lyrik entsprechen jene musikalisch-mimischen Vorstellungen, die wir wohl unter dem Namen der Oper zusammenfassen können; und wenn die decorative Malerei elementare und begriffliche Gestalten, namentlich architektonische und landschaftliche Motive, verbindet, wenn auch nicht so innig verschmilzt, so finden wir eine entsprechende Verbindung oder Zusammenstellung in der sogenannten schönen Gartenkunst oder Landschaftsgärtnerei, die die Vegetation plastisch verwerthet und Architekturen und Sculpturen in ihrem Rahmen vertheilt, einer Kunst, die trotz der Sprödigkeit, die das verschiedenartige Material einer innigen Verschmelzung entgegensetzt, noch große Aufgaben lösen kann.

Diese Künste umfassen also das allgemeine Kunstgebiet in ganz derselben Gliederung wie die inductiven, aber sie umfassen es nicht vollständig. Während wir von den inductiven Künsten sagen konnten, daß ihnen gar kein überhaupt darstellbares Kunstobject versagt sei, gilt das offenbar von den jetzt behandelten Künsten nicht, sie können nicht alles darstellen und müssen sich die Behandlung vieler Aufgaben versagen. So ist es zwar eine geistreiche und treffende Bemerkung, daß alle Instrumentalmusik im Grunde genommen Tanzmusik sei, aber das ändert nichts an der selbstverständlichen Thatsache, daß man nicht nach aller Musik tanzen kann, denn die rhythmischen Körperbewegungen vermögen eben nicht allen Feinheiten, allen Uebergängen und Sprüngen

der Musik zu folgen. Ebenso einleuchtend ist es, daß nicht alle lyrischen und epischen Stoffe in der Oper und im Drama verwerthet werden können. Und noch stärker tritt das in den Gestaltenkünsten zu Tage; daß Malerei und Sculptur auf demselben Gebiete schaffen, ist ja nie bezweifelt worden, aber wie verschieden füllen sie dies Gebiet aus, wie vieles kann da die Sculptur gar nicht oder nur durch Andeutungen darstellen, wie arm erscheint sie gegenüber der Fülle der Malerei! Und wie wenige immer sich wiederholende Gestalten bietet uns die Tectonik, wenn wir die Flächenornamentik von ihr scheiden, die nur durch den Verzicht auf den Functionsausdruck der Körperformen ihre freie Beweglichkeit erreicht! — Vergeblich wäre es, wollten diese Künste nach der reichen Fülle und Mannigfaltigkeit der inductiven Künste streben; deren Entwicklung in die Breite, deren, wie es scheint, unbegrenzte Ausdehnungsfähigkeit ist ihnen nicht gegeben. Während in den inductiven Künsten der Künstler nach immer neuen Stoffen greifen kann, muß er hier immer wieder die schon unzähligemal variirten Vorwürfe wiederholen, und endlich scheinen diese erschöpft, es scheint fast unmöglich, ihnen noch neue Seiten abzugewinnen.

Sind diese Künste daher nicht am Ende überhaupt von den inductiven Künsten überholt und bestimmt, ganz hinter diesen zurückzutreten? Ihr heutiger Zustand könnte uns fast zu dieser Ansicht bringen. Die Thätigkeit der heutigen Architektur scheint darin zu bestehen, den ganzen Cursus der alten Baustile in so viel Jahren zu wiederholen, als Jahrhunderte zu seiner Ausbildung nöthig waren; die Sculptur schwankt noch immer größtentheils zwischen akademisch-schablonenhaften Nachahmungen und hastigen Versuchen, durch extrem naturalistische Behandlung originelle Effecte zu erzielen und der Malerei Concurrenz zu machen; über den Zustand unserer modernen Orchestik, vulgo Ballet genannt, macht sich Niemand Illusionen; auf der Bühne contrastiren mit dem alten Repertoire die neuen, vielleicht interessanten, jedenfalls aber fragwürdigen Experimente der Naturalisten; nur die Oper scheint noch mehr eigene Lebenskraft zu haben, aber sie ist auch eine gemischte Kunst und wirkt auf einem Zwischengebiete, auf dem die eigenthümlichen Seiten dieser Künste am wenigsten rein hervortreten können.

Kurzum, wir müssen es uns gestehen, daß wir in diesen Künsten

in der Hauptsache von dem alten Kapital zehren. Aber wer wollte nicht dieses Kapital sorgsam behüten! Enthält es doch noch immer die größten Kostbarkeiten unseres Kunstschazes, Kunstwerke von einer Macht und Größe, die die inductiven Künste auch in ihren großartigsten Werken kaum erreicht haben und auch in Zukunft kaum erreichen werden; denn wenn wir auch gesehen haben, daß die Kunstmittel der inductiven Künste bis zu einem gewissen Grade fähig sind, die Wirkungen der Körperformen und Körperbewegungen zu ersetzen, so sind sie doch entschieden unfähig, die volle Wirkung derselben zu erzielen. Der Maler kann uns in einem einzelnen Fall und für einen gegebenen Gesichtspunkt so täuschen, daß wir glauben, ein dreidimensionales Gebilde vor uns zu haben, der Epiker kann so erzählen, daß wir das Erzählte zu sehen glauben; aber der olympische Zeus, bloß gemalt, und König Lear in der Erzählung sind eben nicht der olympische Zeus und König Lear.

Können aber nicht die uns jetzt beschäftigenden Künste einen ähnlichen Weg einschlagen wie die inductiven Künste? Können sie sich nicht regeneriren und noch weiter ausbilden, indem sie ebenfalls auf ein Kunstmittel vollständig verzichten und durch ausschließliche Benutzung der Körperformen und Körperbewegungen deren Wirkung auf's Höchste steigern? Diese Frage bildet, wenn auch meistens nicht klar formulirt, die Grundlage zweier äußerst lebhafter Erörterungen in der neueren Aesthetik und Kunstgeschichte. — In Bezug auf die Gestaltenkünste hat diese Frage zu dem großen Streit über die Polychromie in der Architektur und Sculptur geführt. Wir brauchen in diesen Streit nicht einzutreten. Wäre es erwiesen, daß die Verwendung der Farbe die Wirkung der Körperformen beeinträchtigen muß, so wäre sie aus diesen Künsten zu verbannen; das ist aber keineswegs erwiesen, im Gegentheil, die Färbung kann auch diese Wirkung erhöhen; es handelt sich also nur darum, das richtige Verhältniß für die Verwerthung der verschiedenen Kunstmittel zu bestimmen, diese Bestimmung kann aber nicht Aufgabe der wissenschaftlichen Theorie, sondern immer nur der künstlerischen Praxis sein; die Aesthetik kann nur das richtige Princip dafür nachzuweisen suchen, dieses muß sich aber aus dem richtig erkannten Grundcharakter der betreffenden Künste ergeben. In den Vorgangskünsten scheint eine alleinige Verwerthung der Körperbewegungen leichter durchzuführen; in der That sind ja rhythmische

und mimische Bewegungen auch ohne Musik und Sprache vollkommen denkbar. Aber eine solche Trennung wäre verfehlt, durch sie kann nichts gewonnen werden, denn wenn der Lautausdruck fehlt, müssen die Körperbewegungen, um allein zu wirken, nicht verfeinert, sondern gerade vergrößert werden, und der größte Effect, der dabei allenfalls in höherem Grade erzielt werden kann, ist der des Grotesk = Komischen. Die Kunstmittel der Körperformen und Körperbewegungen sind eben nur in sehr geringem Maße geeignet, die Wirkung der Klang- und Farbencomplexe zu ersetzen. Daher müssen sie miteinander vereint bleiben, und auch die mimischen Künste müssen sich bescheiden, darstellende Künste, Künste der bloßen Ausführung zu sein. — Daraus folgt nicht, daß sie überhaupt bescheiden zurücktreten müssen, wenn ihnen auch heutzutage eine gewisse Dosis Bescheidenheit sehr anzurathen wäre.

Alle Kunst ist auf die Ausführung zu berechnen, daher bleibt in den uns beschäftigenden Künsten die Wirkung durch Körperformen und Körperbewegungen immer die Hauptsache, von welcher der eigenthümliche Charakter dieser Künste abhängt. — Worin besteht nun aber im Wesentlichen die besondere Wirkung dieser Kunstmittel? Das entscheidende Moment dieser Wirkung liegt darin, daß Körperformen und Körperbewegungen an dem Dargestellten die Hauptsache, die Grundzüge, die wesentlichen Glieder entschieden hervortreten lassen. Fanden wir den Hauptvorzug der inductiven Künste in der Feinheit, Geschmeidigkeit und reichen Mannigfaltigkeit, die sie zur Darstellung des Individuellen, des Charakteristischen und Originellen besonders befähigen, so tritt an die Stelle dieses Vorzuges hier der Grundzug der Größe, Kraft und geschlossenen Einheit, die dem Ausdruck des Allgemeingiltigen, des Typischen und Normalen vorzugsweise zugute kommen. — Nicht die Einzelheiten, sondern das Ganze, der Totalindruck, herrscht hier. Der inductive Künstler giebt uns einen Ausschnitt, ein Stück der Welt, das um so interessanter ist, je mehr es durch tausend Fäden mit der übrigen Welt zusammenzuhängen scheint, hier dagegen steht das Kunstwerk als ein einheitlich geschlossenes Ganzes allein da, es bildet gewissermaßen eine Welt für sich. — Wenn der Künstler in diesen Künsten nicht die größte und sicherste Wirkung einbüßen will, die ihm seine Kunstmittel verheißen, dann darf er sich nicht zur breiten Ausführung interessanter Einzelheiten

verführen lassen; er muß vielmehr immer das Ganze im Auge behalten, er muß vom Allgemeinen ausgehen, das die Theile zum Ganzen verbindet, und diese dürfen keine selbständige Geltung beanspruchen; die interessanteste Episode z. B. kann ein Drama verpfuschen, der originellste Charakterkopf eine Statue verunstalten. Im Einzelnen muß hier viel Interessantes geopfert werden, um den Gesamteindruck nicht zu stören, der auf der Uebereinstimmung, auf dem Zusammenklang der sich in einander fügenden Einzелеlemente beruht. Natürlich muß auch hier der Künstler Natur und Leben studiren, aber er darf nicht auf die Suche gehen nach neuen Motiven, er muß schon wissen, was er sucht, in ihm muß das schon Leben, wofür er nur die richtige Verkörperung zu finden hat. Er geht also vom Allgemeinen, oder, um hier, wo es kaum mißverstanden werden kann, das vielgeplagte Wort zu gebrauchen, von der Idee aus, d. h. von einer Phantasihypothese. Mit einem Worte: er verfährt deductiv.

Daß hier wiederum nicht von logischen Deductionen die Rede ist, brauche ich nicht zu wiederholen; und vor der Gefahr, in abstracte Verstandesarbeit zu verfallen, wird der deductive Künstler am besten durch seine eigenen Mittel bewahrt, denn Körperformen und Körperbewegungen sind ja die concretesten Kunstmittel, die es giebt. — Aber gerade deshalb verlangen sie die deductive Behandlung und die Beschränkung auf die wesentlichen Hauptfachen, denn wenn sie mit voller empirischer Treue verwendet werden, dann erdrücken sie uns durch die Wucht ihrer Gegenständlichkeit, dann bieten sie uns nicht Kunst, sondern brutale Wirklichkeit. Von den deductiven Künsten kann man in der That sagen, daß sie uns die Dinge nicht zu zeigen haben, wie sie sind, sondern wie sie sein sollen oder müssen. — Die inductiven Künste sagen uns gewissermaßen: „So sind die Dinge wirklich, aber ihr sehet, in ihnen lebt und webt etwas Allgemeines“, die deductiven dagegen: „Das Allgemeine ist nicht die gemeine Wirklichkeit, aber es existirt, es kann, wie ihr seht, Gestalt und Leben gewinnen, es kann verkörpert werden“. — Die deductiven Künste zeigen uns die Gestalten als die nothwendigen Producte der Wirkung von Kräften und Lebensvorgängen, und die Vorgänge als die nothwendigen Ergebnisse elementarer oder geistiger Gesetzmäßigkeit. Wir fordern von ihren Kunstwerken weit mehr als von den inductiven

consequenter Zusammenhang, und wir wollen in dem äußeren Eindruck, den sie uns bieten, das Resultat eines wohlgegliederten inneren Aufbaus erkennen.

Das führt zunächst in der Architektur zu der Forderung der constructiven Durchbildung im Gegensatze zu der bloß decorativen Behandlung. In dem weiten Gebiete der Tektonik ist es wohl nur in den großen Werken der monumentalen Architektur gelungen, diese Forderung zu erfüllen und uns elementare Gestalten so vorzuführen, wie sie sich gewissermaßen organisch von selbst aufbauen. — Diese Forderung aber fällt keineswegs zusammen mit dem prosaischen Verlangen nach der möglichst richtigen Anwendung der geeigneten Mittel zur Realisirung eines praktischen Bauzwecks. Dies Verlangen kann in seiner Consequenz immer nur aus der Kunst hinausführen von der künstlerischen Thätigkeit des Architekten zu der wissenschaftlich-praktischen des Ingenieurs; die modernen Eisenbahnbrücken z. B. sind ja unzweifelhaft als Producte der Technik viel bewundernswerther als die alten Steinbrücken, auch zeigen sie die statischen Functionen der Glieder sehr viel deutlicher, aber Kunstwerke werden sie dadurch allein noch nicht im geringsten. — Ja schon die Forderung, daß die gesammte Construction sichtbar sein soll, geht viel zu weit und ist durch nichts gerechtfertigt; die Kunst giebt immer nur die Außenseite, und sie muß sie nur so geben, daß wir uns sagen: das im Innern Wirkende muß so und so beschaffen sein. — Mit Recht hat daher ein so feinfühligler Architect wie Semper von der gothischen Architektur, so groß ihre Vorzüge sind, gefunden, daß sie im Grunde schon die Grenze der Kunst überschreitet, denn sie giebt uns in der That oft schon mehr ein imposantes, monumentales Gerippe, das an manchen Stellen ziemlich äußerlich mit naturalistischen Ornamenten versehen wird, und nicht mehr einen wirklich organisch bekleideten Bau. — Endlich möchte ich es wagen, die Meinung auszusprechen, daß die Architektur als Kunst gar nicht die Aufgabe hat, Häuser zu bauen, sondern Monumente zu schaffen; vom Denkmal, und nicht vom Wohnhause, hat sie auch ihren Ausgang genommen, und wenn mit Schiller zu reden „künstliche Himmel ruhn auf schlanken, jonischen Säulen“, oder wenn sie hervorsprießen aus gothischen Pfeilerbündeln oder sich als Kuppeln wölben, dann ist von dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit aus mit unverhältnißmäßig großen Mitteln ein sehr simpler

Zweck erreicht, nämlich nichts weiter als die Umschließung eines Raumes; aber diese Mauern und Säulen haben einen etwas höheren Sinn, sie zeigen der Phantasie das feste In sich Beruhen des gesetzmäßigen Gefüges der elementaren Gestaltenwelt vielleicht ebenso groß und bedeutungsvoll, wie etwa das Kopernikanische Weltssystem es für den betrachtenden Verstand thut. Daher vermögen hier die feinsten Combinationen des geistreichsten Künstlers wenig oder nichts, diese so einfachen und doch so mächtigen und organischen Gebilde entspringen nur dem Geiste gläubiger Massen, die ganz erfüllt sind von dem Gefühl für das Walten des Elementaren.

Dies Gefühl ist ebenso nothwendig für die Darstellung elementarer Vorgänge, und weil uns dies Gefühl abgeht, haben wir keine Orchestik, und sind unsere Tänze so halt- und gehaltlos geworden. Die alten Tempel und Kirchen ragen wenigstens noch als Wahrzeichen in die fremde moderne Welt und können nachgeahmt werden, die Gebilde der alten Orchestik aber sind verfunken, und keine gelehrte Forschung kann sie ausgraben.

Näher steht uns die deductive Darstellung begrifflicher Gestalten und Vorgänge. Aber trotz des Vielen, was später producirt worden ist, hat die griechische Plastik ihren alten Ehrenplatz behauptet, denn nie wieder hat sich ein so klares und mächtiges Gefühl ausgesprochen für die Erfassung der menschlichen Gestalt, wie sie sein soll, wie sie sich organisch aufbaut. Die griechische Plastik ist vielleicht das reinste Product deductiver Phantasie. — Darum ist die bekannte Meinungsverschiedenheit zwischen Lessing und Winkelmann eigentlich keine, im Grunde genommen haben sie alle beide Recht und haben nur verschiedene Seiten derselben Sache hervorgehoben. Was Lessing Schönheit nennt, das ist nichts anderes als die deductive Erfassung des Allgemeingiltigen, die Ausschließung der inductiven Verwerthung des Besonderen; und das Resultat dieser Auffassung muß in der Plastik das sein, was Winkelmann als „edle Einfalt und stille Größe“ bezeichnet. — Der deductive plastische Künstler darf eben nicht durch Zusammensetzung interessanter und charakteristischer Einzelheiten wirken wollen, er darf uns nicht in die Erregung eines vorübergehenden Moments versetzen. Deshalb soll nicht etwa dem Bildhauer die Darstellung bewegter Gestalten verwehrt sein; er mag sie uns in der stärksten Bewegung vorführen, aber diese Bewegung muß der Aus-

druck des organischen Lebens der Gestalt fein und dieses spricht sich in der Regel in vorübergehenden, äußerlich veranlaßten Bewegungen am wenigsten deutlich aus. Darum ist die Sculptur in der That weit mehr eine Kunst der Ruhe als die Malerei, und wenn man die Gestaltenkünste überhaupt als Künste der Ruhe den Vorgangskünsten als Künsten der Bewegung gegenübergestellt hat, so prägen die deductiven Künste, weil sie eben mehr auf die wesentlichen Grundzüge zurückgehen, diesen Gegensatz auf beiden Seiten weit stärker aus als die inductiven; Architektur und Sculptur repräsentiren am entschiedensten die Ruhe, Orchestik und Drama ebenso stark die Bewegung.

Dem Drama weise ich ganz ebenso wie der Epik die Darstellung begrifflicher Vorgänge zu, der einzige Unterschied zwischen beiden Künsten besteht in der Verschiedenheit der Kunstmittel, diese Verschiedenheit bedingt aber, wie wir schon wissen, auch einen entschiedenen Unterschied der Darstellung. Ich weiß aber sehr wohl, daß ich hier vielleicht am stärksten gegen die herrschende Anschauung verstoße. Seit Hegel ist die Ansicht, daß das Drama eine Synthese von Lyrik und Epik, von subjectiver und objectiver Dichtung sei, zu einem ästhetischen Dogma geworden, dem fast Alle gläubige Verehrung zollen; auch noch E. v. Hartmann z. B. erklärt diese Ansicht für unbedingt richtig. — Ich halte sie aber für unbedingt falsch und für einen der verhängnißvollsten ästhetischen Irrthümer. — Die griechische Kunst hat hier wieder einmal höchst unschuldigerweise das Unheil verschuldet. Weil das homerische Epos eine besondere Virtuosität in der Schilderung äußerer Vorgänge aufweist, findet so ziemlich die gesammte übrige Epik, die das nicht ebenso fertig bringt, vor den Augen der Aesthetiker keine Gnade; und weil das griechische Drama an die Lyrik anknüpft, muß seitdem jedes Drama sich hübsch gehorsam als ein Product aus Lyrik und Epik bekennen. Die Epik hat sich nach diesem Recept eben auf äußere, die Lyrik auf innere Vorgänge zu beschränken, ihre höhere Synthese, die dem Drama vorbehalten ist, soll wohl darin bestehen, daß die äußeren Vorgänge als Product von Empfindungen, also inneren Vorgängen erscheinen. Das spricht nun ruhig einer dem anderen nach, aber niemand fällt es eigentlich ein, die einfachsten Fragen, die sich daran knüpfen, in Erwägung zu ziehen. Wann soll wohl der geheimnißvolle Moment der höheren Synthese, der chemischen Verbindung des Lyrischen und Epischen eintreten? Es giebt ja genug



epische Dichtungen mit mehr oder weniger Beimischung von Lyrischem; wenn wir uns auch nur auf die neuere deutsche Litteratur beschränken, so würden wir eine stattliche Anzahl solcher Poeme aufzählen können von Klopstock's Messias bis auf Scheffel's Trompeter von Säckingen, aber sie alle bleiben einfach lyrische Epen und zeigen nicht die mindeste Neigung zum Umschlagen in's Dramatische, sondern eher das gerade Gegentheil; Scheffel's Trompeter ist ja dramatisirt worden, aber das Ergebniß war sehr erklärlicher Weise — eine Oper. — Und wenn ein Drama durchaus sich durch seinen lyrischen Gehalt von dem entsprechenden epischen Gedicht unterscheiden soll, so müßte man doch bei der Umwandlung des einen in das andere etwas davon merken. Wenn wir nun ein Drama vollständig genau wiedererzählen, so ist nicht abzusehen, was dabei von dem etwaigen lyrischen Gehalt verloren gehen sollte. Und umgekehrt sind oft genug epische Dichtungen dramatisirt worden, aber niemand kann sich doch einbilden, daß dies auf dem Wege irgend einer Verbindung mit Lyrischem bewerkstelligt wird. — Wir haben schon gesehen, daß auch die reine Epik Empfindungen genug behandeln kann und immer behandelt, nämlich solche, die zu begrifflichen Vorgängen gehören, und es hätte doch längst auffallen sollen, daß ganz dieselben Empfindungen und Leidenschaften wie z. B. Ehrgeiz, Herrschsucht, Haß und Rachsucht, Tücke und Großmuth u. s. w. im Drama eine ebenso große Rolle spielen wie in der Epik, in der Lyrik dagegen eine verschwindend kleine. — Nun sehen aber andere den lyrischen, subjectiven Charakter des Dramas in der dialogischen Form einfach darin, daß im Drama die Subjecte selbst reden, im epischen Gedicht dagegen in der dritten Person gesprochen wird. Wenn ich also lese: „Er war tief erschüttert durch diese Nachricht“, so soll das episch und objectiv sein; wenn ich dagegen auf der Bühne höre: „Ich bin tief erschüttert &c.“, so soll das subjectiv und dramatisch sein. — Was mag es wohl sein, wenn ich in der epischen Dichtung lese: „Er sagte: Ich bin tief erschüttert u. s. w.“? Es ist Zeit, diese dialektischen Schlauheiten als das zu bezeichnen, was sie sind, nämlich als Unsinn.

Das Drama braucht nicht um ein Haar subjectiver zu sein als die Epik, und mit der Lyrik hat die dramatische Dichtung gerade so viel und so wenig zu thun als die epische. Ebenso wie lyrisch-epische Dichtungen giebt es lyrisch-dramatische, wo aber das lyrische Element

stärker wird, da verlangt denn auch gleich die Musik ihr Recht an der Mitwirkung. Die antike Tragödie ist ja solch ein lyrisches Drama, aber längst ist man auch zu der Einsicht gekommen, daß sie mit ihrem größeren Gehalt an Elementarem trotz aller Verschiedenheit mehr der Oper entspricht, als dem modernen Drama. Alle dramatische Dichtung aber bleibt Dichtung, die durch das Hauptmittel ihrer Ausführung vorzugsweise auf die deductive Composition gewiesen wird. Was sind denn aber die Lesedramen? Die Antwort darauf muß eben, so geistvolle Werke auch dieser Kategorie angehören, lauten: Nicht Fisch, nicht Fleisch; eine Zwittergattung, eine Abstraction deductiver Dichtung ohne Rücksicht auf das ihr zukommende Kunstmittel.

Wir wissen, daß in allen Vorgangskünsten Erfindung und Ausführung getrennt sind, in den deductiven aber tritt diese Trennung bei weitem stärker hervor als in den inductiven, die Ausführung entwickelt sich hier zur besonderen Kunst; da der Erfinder dem Darsteller die Körperbewegungen selbst nicht direct vorschreiben kann, so bleibt diesem immer ein bedeutender Spielraum zur Entfaltung seiner Selbständigkeit, er darf sogar Einzelzüge hinzuerfinden, wenn sie das Ganze nicht stören. Aber dies Verhältniß bedingt die Gefahr der Abirrung nach beiden Seiten; die Erfindung kann zu wenig Rücksicht auf die Ausführung nehmen, und umgekehrt kann die Darstellung zu selbständig werden und sich zu wenig um die Erhaltung der Einheit der Composition bekümmern. In unserem Jahrhundert haben sich diese beiden Fehler abgelöst; in seiner ersten Hälfte herrschte der erste, und das corrigiren wir in der zweiten Hälfte dadurch, daß wir in den zweiten verfallen. Neben dem Dilettantismus in den inductiven Künsten macht sich heutzutage das Virtuosenhum in den deductiven breit. — Diese Fehler, von denen der erste den Charakter einer zu abstracten Deduction mit zu geringer Rücksicht auf die nothwendige Concretisirung derselben trägt, der zweite dagegen die Deduction durch zu viele inductive Einzelzüge zerstört, greifen aber auch auf die Gestaltkünste über, denn in den deductiven Gestaltkünsten wird die Erfindung in der Regel vorläufig ohne Anwendung der Körperformen, durch bloße Zeichnung fixirt; und wenn der Sinn für die Nothwendigkeit der körperlichen Concretisirung deductiv erfundener Gestaltung fehlt, dann entstehen Umrisscompositionen, die nicht Sculptur und doch auch nicht rechte Malerei sind, dann entstehen Cartons und

Fresken, wie sie von Carstens bis auf Cornelius und Genelli unsere bildende Kunst beherrschten.

Nur wenn voller Einklang zwischen Erfindung und Ausführung herrscht, kann die deductive Kunst die ganze Wirkung ihrer geschlossenen Einheitlichkeit bewahren und doch lebenswarme, durchaus concrete Gestalten und Vorgänge bieten. — Es bleibt der unverwelfliche Ruhm der Griechen, daß sie mit unvergleichlich feinem Kunstgefühl diesen Einklang gewahrt und sich mit fast unfehlbarem Takte von Abirrungen nach beiden Seiten freigehalten haben. Einseitig abstracte Deduction und einseitig inductives Steckenbleiben im concreten Einzelnen widersprechen beide dem Wesen der Kunst; in der unendlichen Reihe der Uebergänge von inductiver zu deductiver Behandlung und umgekehrt liegen aber die Höhepunkte vielleicht an den Grenzen, wo die deductive Kunst, ohne irgend ihr Wesen aufzugeben, so concret-individuell als möglich wird, und die inductive sich bei voller Bewahrung des lebenswarmen Scheins der Wirklichkeit so weit als möglich zum Allgemeinen erhebt. In der That, die Sculptur der Hellenen hat es fertig gebracht, uns zu zeigen, wie die Götter aussehen müssen, wenn sie vom Olymp zur griechischen Erde herniedersteigen, und die Renaissancemalerei zeigt uns, wie die Menschen erscheinen, wenn sie in den Himmel erhoben oder entrückt werden. — Ihren deductiven oder inductiven Grundcharakter darf aber keine Kunst aufgeben, ohne sich selbst untreu zu werden. Freilich, wie die inductive Freiheit und Feinheit sich in stil- und zügellosen Naturalismus verirren kann, so kann die deductive Gesetzmäßigkeit und Größe des Wurfs in akademisch-steifen Regelzwang und hohlen pathetischen Schwulst ausarten. Aber die Stärke der deductiven Künste bleibt der strengere Stil, die alle Theile des Kunstwerks beherrschende und zur Einheit zusammenfassende Ausprägung des Allgemeinen. Der deductive Künstler muß, wie wir wissen, eine ganz bestimmte Richtung verfolgen, er muß von einem festen, unverrückbaren höheren Gesichtspunkt ausgehen und sich stets von ihm leiten lassen, sonst verliert er weit mehr als der inductive Künstler allen Halt. Wer aber giebt ihm diesen höheren Gesichtspunkt? — Nichts anderes als eine tief in der Volkspheantasie und dem Volksgemüth wurzelnde allgemeine Weltanschauung; die Blüthezeiten der deductiven Künste kommen nur, wenn

die Völker erfüllt sind von den Anschauungen und Empfindungen einer volksthümlichen nicht zu abstracten Religion. —

Diese sehr skizzenhafte Abhandlung ließe sich bei dem Umfange des Stoffes außerordentlich erweitern. Meine Absicht war es nur, die Grundgedanken darzulegen, von denen ich glaube, daß sie nicht ganz unfruchtbar für die Kunstlehre sein könnten. Das Resultat der von uns versuchten Eintheilung ist gerade ein Duzend Künste: darunter sechs inductive, sechs deductive; sechs Gestaltenkünste, sechs Vorgangskünste; je vier elementare, begriffliche und gemischte. — Es wäre nun verführerisch, das Eintheilungsprincip auch auf die Unterabtheilungen dieser Künste auszudehnen; es läge z. B. nahe, in jeder inductiven Kunst eine rein inductive und eine deductiv-inductive Abtheilung zu unterscheiden, in jeder deductiven Kunst eine rein deductive Gruppe und eine inductiv-deductive. — So wäre z. B. vielleicht der Roman als der rein inductive Theil der Epik zu bezeichnen, das Epos als der mehr deductiv-inductive; im Drama würde vielleicht das Charakterdrama die inductiv-deductive Seite vertreten, während das Handlungsdrama im engeren Sinne die rein deductive Art bilden würde. — Aber ich enthalte mich absichtlich jeder weiteren Ausführung solcher Gedanken, denn hier wird die Gefahr, in ödes abstractes Schematisiren zu verfallen, zu groß. Zuerst wollen wir die Kunstpflanzen sammeln und ordnen und dann ein praktisches Herbarium für sie herstellen, sonst könnte manche schön bezeichnete Mappe leer bleiben und manche mit nicht recht hinein passenden Exemplaren überfüllt werden. Für unsere großen Klassen, für die verschiedenen Künste selbst, bestehen, wie wir hoffen, diese Gefahren nicht mehr.

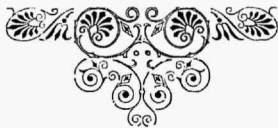
Giebt denn nun unsere Auffassung aber wirklich etwas Neues? Sind es nicht die alten Gedanken mit neuen Namen, ist nicht das, was wir jetzt Induction und Deduction in den Künsten nennen, dasselbe, was man bisher Idealismus und Realismus zu nennen pflegte? — Ich habe schon gesagt, daß es mir nicht auf die Namen ankommt, sondern auf die Sache. Die Künste bleiben durch ihre Kunstmittel und die auf der Anwendung derselben beruhende Richtung geschieden, ob man sie nun inductiv und deductiv nennt oder nicht. Aber in der That scheinen mir diese Bezeichnungen sehr viel brauch-

barer als die unglückseligen, abgehetzten Ausdrücke „idealistisch und realistisch“. Wer wollte sich z. B. getrauen zu entscheiden, wer der idealistischere Künstler war: Raffaell oder Michelangelo? Dagegen unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß Michelangelo ein durch und durch deductiv angelegtes Genie war, während Raffaell's empfängliche Natur sich allmählich bis zur innigsten Verschmelzung der beiden Principien erhob. Und wenn wir Göthes Tasso ein idealistisch-realistsches Drama nennen wollten, so wäre das so schief und nichts-sagend als möglich, dagegen giebt es doch wohl einen ganz guten Sinn, wenn wir in ihm das Werk eines entschieden inductiv angelegten Genius erkennen, der aber unter dem Einfluß der deductiven und zwar abstract-deductiven Richtung seiner Zeit stand.

Endlich möchte ich den Vorwurf zurückweisen, daß ich nun in der ganzen Welt nichts anderes sehe, als auf der einen Seite Induction, auf der anderen Deduction. — In der That giebt es aber inductiv und deductiv angelegte Menschen und Völker, namentlich giebt es inductive und deductive Zeiten. Aber diese Geistesrichtungen erscheinen in unendlich mannigfaltigen und wechselnden Combinationen und Complicationen. Diese Complicationen gilt es festzustellen und inductiv zu erforschen. Das bloße Sammeln ist jedoch noch keine inductive Forschung. Das Gesammelte muß zunächst geordnet werden, und dazu sind allgemeine Gesichtspunkte, ist ein System nöthig. Ein System ist gut, wenn es ein Arbeitsprogramm ist. Sollte das hier versuchte System der Künste auch nur einigermaßen dieser Forderung entsprechen, so wäre sein Zweck vollauf erreicht.

D. Kleinenberg.

Mitau.





## Politische Correspondenz.

Mer heute von Berlin aus einen Ausblick auf die politischen Dinge umher gewinnen will, wird sich kaum dem Einfluß entziehen können, welchen die erste **25jährige Jubelfeier der Siege von 1870** auf Jedem innerhalb der deutschen Grenzen Weilenden ausübt. Es ist eine Zeit großer Erinnerungen, nicht bloß für den Deutschen, sondern auch für Franzosen und andere Leute, und wer wollte es den Siegern verdenken, wenn sie sich, dem tief Schmerzlichen jener Bluttage um bald ein Menschenalter entrückt, der Freude hingeben, Großes geleistet und Großes seither in friedlicher Kraft erhalten zu haben. Seit Wochen trägt das Heer mit Eichenlaub geschmückt seine Fahnen, in jedem Regiment werden die Traditionen stolzer Thaten neu belebt und wo diese Fahnen sich zeigen, jubelt ein dankbares Volk mit gerechtem Selbstbewußtsein ihnen zu. Es ist ein Jahr, reich an nationalen Festen im deutschen Lande. Erst vor wenig Wochen entfalteten zur Feier der Kanaleröffnung der prunkliebende Herrscher und das geldstolze Hamburg einen Glanz, in dem sich die wachsende Macht nicht nur, sondern auch der wachsende Reichthum des jungen Reiches spiegelten. Ohne die Siege und die Millionen von 1870 und 1871 hätten wir heute schwerlich die neue Wasserstraße, welche, so werthvoll sie für das wirthschaftliche Leben sein mag, doch noch größere Bedeutung in ihrer strategischen Wirkung haben wird. Der Kanal ersetzt eine Flotte, und zugleich steigt in den nächsten zwei Jahren die durch das neue Militärgesetz um Hunderttausende gemehrte Landmacht Deutschlands auf die wohl kaum mehr zu übertreffende Höhe numerischer Kraft. Das sind — mag man auch mit Mißtrauen die Auswucherung des Militarismus betrachten — große Schöpfungen, auf die Deutschland mit Vertrauen und auch mit Stolz blicken darf.

Und trotz dieser gewaltig ausgestalteten Kriegsmittel ist das wirthschaftliche Wohl des Landes unbezweifelt in stetem Wachsthum begriffen. Der jüngste Bericht des Ältesten-Kollegiums der Berliner Kaufmannschaft

fällt freilich über das Jahr 1894 das Urtheil: ungünstig in den meisten Zweigen von Handel und Industrie. Allein man muß im Auge behalten, daß der Maßstab von einer Periode des Aufschwungs genommen ist, die unmöglich in alle Ewigkeit andauern konnte. Seit lange pflegt die Produktion sich zu überstürzen; die Aufnahmefähigkeit der Märkte wird seit der maaslosen Entwicklung der elementaren Arbeitskräfte niemals mehr dauernd Schritt halten können mit der Fähigkeit, der Fülle der Produktion. Nothwendig müssen stete Schwankungen eintreten, welche deshalb durchaus nicht als Rückgang oder Sinken des Erwerbes gelten dürfen. Und man braucht nur offenen Auges durch das Land, oder auch nur durch Berlin zu streifen, um zu merken, wie zahlreich alljährlich junge Millionen geboren werden und wie satt der Arbeiter ist, wenigstens in den Städten. Deutschland wird reich, es ist nicht mehr der arme Schlufer in Europa, in dem man billig und schlecht kaufen und leben konnte; die Ansammlung von Kapital ist gewaltig trotz aller Portugiesen, Argentinier, Serben und Griechen. Ohne viel Zahlen zu durchmustern, sieht man das schon aus dem Umstande, daß die Handelsbilanz bei Vermehrung des Gesamtumsatzes einen steigenden Ueberschuß des Imports aufweist, d. h. ein steigendes Kaufen mit den Zinsen wachsenden Kapitals. Die Rührigkeit des deutschen Kaufmannes hat es bisher verstanden, gegen die früher für unbefiegbar geltende Konkurrenz Englands, Belgiens und Frankreichs überall Fuß zu fassen. Man erlebt heute die Ueberraschung, daß aus England und von englischen Händlern Waaren in die Welt versandt werden mit der Zeichnung „made in Germany“. Wer alt genug ist, erinnert sich wohl, wie vor 25 Jahren die deutsche Waare sich hinter alle möglichen fremden Schürzen zu verstecken pflegte, wie die besten deutschen Produkte oft erst preiswürdig wurden, wenn sie sich englisch oder französisch nannten. Und nun dieser Umschwung! Wahrlich, auf nichts kann man in Deutschland stolzer sein, als darauf, durch die Siege von 1870 und in Folge der Arbeit dieser 25 Jahre es zu jenem „made in Germany“ gebracht zu haben. Und dieses ist möglich geworden trotz der eiferfüchtigen Anstrengungen Englands, dem Eindringen der deutschen Waare, besonders in den englischen Kolonien, zu wehren, trotz des Umstandes, daß die beiden größten Absatzgebiete sich durch sehr hohe Zölle schützen. Denn noch jetzt erhebt Rußland einen Werthzoll von durchschnittlich 27 Procent, die Vereinigten Staaten gar von 31 Procent von den eingehenden Waaren, während Deutschland sich mit einem durchschnittlichen Satz von ca. 7% begnügt. Es bedarf keiner eingehenden Beweise dafür, daß die wachsende wirthschaftliche Kraft sehr wesentlich die staatliche Macht des Reiches nach außen hin ergänzt.

Wir finden in Deutschland eine nach menschlichem Ermessen gesicherte Stellung nach außen und eine gedeihende Volkswirtschaft. In dessen ist Zufriedenheit keineswegs der Duft, welcher Einem überall entgegenweht. Wir finden dort Socialdemokraten, einen Bund der Landwirthse, bimetallistische Agrarier, die Alle eine neue Welt her-

beischnen. Von ihnen werde ich vielleicht ein andermal zu erzählen haben. Aber auch von diesen Leuten mit ihren besonderen, zum Theil sonderbaren Zielen abgesehen, liegt leider auf dem Volke eine allgemeine Mißstimmung, die langsam um sich gegriffen und einen Quell hat, der sich der Staatskunst nicht fügt. Es fehlt das Vertrauen in die Leitung des Reiches. Was ist seit fünf Jahren Alles versprochen worden und was gehalten? Von dem internationalen Kongreß an, der die sociale Frage lösen sollte, bis zu den in jüngster Zeit ungekommenen Mißgeburten, die sich der Antrag Kanitz und die Umsturzvorlage nannten — wie viel schöne Verheißungen ohne Erfüllung! Der Kaiser ist jung, lebenslustig, er liebt das Vergnügen, das Gepränge, er genießt seine hohe Stellung nach allen Richtungen — aber man wünscht, daß er älter werde. Er blendet Viele durch die Schnelle seiner Auffassung, und wird von Vielen geblendet in der Auffassung seiner Stellung. Man empfindet überall, daß die Regierung nicht ernst genug ist; man lebt von Tag zu Tage; man sieht heute eine große Reform in Angriff nehmen und sie morgen bei Seite werfen wie einen verschnittenen Rock. Man sieht alte und neue Minister im Amt, und weiß von Wenigen etwas zu sagen, außer daß sie vorhanden sind und ihre Vorträge halten. Man sieht einen hochgeehrten Kanzler, der sicher lieber heute als morgen seinen Posten jüngeren Schultern überlasse; man beobachtet eine äußere Politik, von deren Färbung man kaum etwas Bestimmtes zu sagen weiß, es sei denn, daß sie kaiserlich ist. Noch eben ist man wieder in etwas ungemüthlicher Spannung, weil Se. Majestät wieder in dem vertrackten Conves sich befindet und Niemand voraussehen kann, was da etwa passiren könnte.

Denn seit dem Sturze des liberalen Kabinetts ist **England** wieder erheblich in der Werthschätzung Derer gestiegen, welche meinen, daß es heute Fragen der äußeren Politik giebt, die gelöst werden sollten. Das Kabinet Rosebery hatte viel zu schwache Wurzeln im Lande, um thatkräftig nach außen hin sein zu können. Wo es seine Hände hinreckte, in Ostasien, in Armenien, da bekam es Eins auf die Finger und hatte sein „hands off“ weg, ehe es sich versah. Lord Salisbury steht an der Spitze einer Majorität im Unterhause, die ihm erlaubt, mit einiger Sicherheit mehr als flüchtige Versuche nach außen hin zu unternehmen, und weder er noch der Kolonialminister Chamberlain sind Leute, die die Hände im Schoß dazusitzen pflegen. Ob der Abgang des Sir Malet von seinem Posten in Berlin mit dem Kabinettswechsel zusammenhängt, vermag ich vorläufig nicht zu ergründen; aber ich zweifle nicht, daß in den neulich stattgehabten Begegnungen zu Tschl und Nussee, wo außer den Leitern der deutschen und der österreichischen Politik auch der König von Rumänien sich eingefunden hatte, der Wechsel im englischen Kabinet den politischen Erörterungen eine neue Färbung verliehen hat.

Seit geraumer Zeit scheint auf der **Balkanhalbinsel** wieder einmal eine Periode bedenklicher Unruhe eingetreten zu sein. Die Ermordung Stambulow's, die Deputation des Metropolitens Clement nach



Petersburg, der Aufstand in Macedonien, die Rathlosigkeit des Prinzen Ferdinand — das sind lauter Dinge, die nicht nur in Petersburg, sondern auch in Wien interessiren. Wenn man in der Hofburg früher dem Prinzen Ferdinand guten Erfolg wünschte, so hat man sich allmählich davon überzeugen müssen, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, und seine Haltung gegenüber dem Morde Stambulow's dürfte es dahin bringen, daß man in Wien der öffentlichen Meinung nachgiebt und den Prinzen fallen läßt. Wenn der Erbprinz Boris wirklich zur griechischen Kirche sollte übergeführt werden, so dürfte Prinz Ferdinand in der Hofburg seinen letzten Kredit verlieren. Es ist erklärlich, daß bei solcher Lage wieder das Gerücht erstarkt, er werde Alles auf's Spiel setzen, indem er zur Königskrone und zur Erklärung der Unabhängigkeit Bulgariens greife. Ein verzweifelter Schritt. Noch ist der Aufstand in Macedonien nicht erloschen; in Bulgarien ist man völlig ohne Halt, so oben wie unten, eine Beute des Ersten, der das Land nehmen kann und will. Rumänien, Serbien spüren die nahende Gefahr, welche aus diesen anarchischen Zuständen in den angrenzenden Ländern erwachsen kann, und suchen einen Rückhalt. Bei der festen konsequenten Politik, die Rußland seit lange dort einhält, scheint das Spiel des Koburgers verloren zu sein, was so viel sagen will, als daß wir wieder vor der Gefahr stehen, daß die alte Orientfrage sich neu öffne. Und nicht bloß an der Donau, sondern auch in Kleinasien. Die Pforte hat in der armenischen Sache den Mächten eine Antwort ertheilt, die nicht befriedigt, weil sie eine gründliche Reform der Verwaltung in Armenien verweigert. Die Berliner Vertragsmächte, vielleicht von Lord Salisbury geführt, werden vor dieser Weigerung nicht zurückweichen können.

Es war unter solchen Umständen für die europäischen Beziehungen erwünscht, daß in **Wien** das farblose Ministerium Windischgrätz den Platz räumte. An seine Stelle ist aber ein Kabinet getreten, von dessen Führer, Graf Kielmannsegg, man eben so wenig erwartet, daß er mehr als ein bald vorübergehender Geschäftsminister sein werde. Von größerer Bedeutung scheint der Wechsel in der äußeren Vertretung zu sein, die von dem ruhig stetigen Grafen Kalnoky auf den temperamentvolleren Polen Grafen Goluchowski übergegangen ist. Ob es ihm gelingen wird, die Wirren an der Donau wieder zu stillen, ist die Frage, die man an ihn stellt, und die ihm für den Augenblick eine außerordentliche Bedeutung verleiht. Von sehr viel geringerem Interesse ist der in Budapest tagende Nationalitätenkongreß, auf dem weder die siebenbürger Sachsen, noch die Kroaten vertreten sind. Es handelt sich wesentlich um die immer dringender werdenden Forderungen der 3 Millionen ungarischen Rumänen nach größerer Selbständigkeit gegenüber dem Magyarethum.

In **Frankreich** ist man erfreut, in dem Vertrage mit China für die ostindische Stellung einen erheblichen Vortheil erlangt zu haben; Handel und Verkehr mit den reichen südwestlichen Provinzen China's, die Gestattung des Baues von Eisenbahnen dorthin — das sind Grund-

gen schaften, wie noch keine andere europäische Macht sich ihrer gegenüber China bisher hat rühmen können. Sie haben denn auch alsbald den Neid Anderer erregt. Um so weniger froh ist man des neuesten Kriegszuges nach Madagaskar. Einmal findet man, daß die Insel zu bergig für große Truppenentfaltung ist; daß das Klima verderblich ist; dann aber auch, daß diesen Umständen von Seiten der Kriegsverwaltung nicht genügend Rechnung getragen worden ist. Die Sterblichkeit ist bei ungenügender Verpflegung der Truppen groß, und das Vertuschungssystem ist das von jeher übliche. Jetzt erst, da geheilte oder halb geheilte Verwundete nach Europa mußten heimgesandt werden, beginnt man von ihnen Dinge zu erfahren, die der Kriegsleitung zu gerechtem Vorwurf gemacht werden. Schon steigt der Unwille recht bedenklich und man vernimmt Stimmen, die verzweifelnd meinen, daß, wenn die Republik trotz der ungeheuren auf die Wehrkraft verwandten Opfer keine besseren Erfolge zu sichern verstanden, die Hoffnung auf Rückeroberung der verlorenen Provinzen unter der Republik zu Grabe getragen werden müsse. Es sind kritische Zeiten im Anzuge, wenn die Regierung nicht bald den verletzten Stolz der Nation durch glänzende Erfolge besänftigen kann.

Gleich unglücklich ringt **Spanien** um den Besitz von Cuba. Immer neue Truppen müssen hinüberschafft, neue Geldmittel aufgebracht werden. Dabei stößt man bei jedem Schritt auf ärgerliche Zufälle, die von amerikanischen Händlern und Freischaaaren herbeigeführt werden und täglich zu Konflikten ernstester Art mit der Regierung zu Washington führen können. Das blutarme Spanien kann solche finanzielle Ueberlässe schwerlich lange vertragen trotz des opferbereiten Patriotismus des Volkes.

Auch in **Ostasien** will die offene Wunde sich nicht schließen. Der Friede von Simonoseki ist zwar unterzeichnet, die chinesische Anleihe unter russischer Garantie eingeheimst; aber weder hat China die Kriegsschädigung voll bezahlt, noch die neuen 800,000 Mk., die Japan für die Räumung des chinesischen Gebietes fordert. So stehen die Japaner noch ruhig in ihren alten Stellungen und benutzen die Zeit zu neuen Rüstungen, von denen man nicht weiß, wem sie eigentlich gelten. Da sie Formosa nicht im ersten Anlauf zu nehmen vermögen, so ist ihnen jeder Monat der Verzögerung in der Ausführung des Friedensvertrages von hohem Werth, falls sie beabsichtigen, denselben zuletzt umzustößen. Für einen neuen Kampf wird ihnen Formosa einen guten Rückhalt bieten. Inzwischen erschwert China es seinen europäischen Freunden immer mehr, ihm Hülfe zu leisten durch die Schwäche, mit der es die Niedermehelung christlicher Missionen geschehen läßt. Die politischen Geheimbünde beginnen sich zu regen, was stets der Anfang aller Revolutionen gewesen ist. China ist ein so reiches Land, daß es längst ohne alle europäische Hülfe die Summen im eigenen Volk hätte aufnehmen können, deren es bedurfte, um sich Japan vom Halse zu schaffen. Aber an der Schlawheit ist schon mancher asiatische Thron zu Grunde gegangen. Nur irren

Diejenigen — und ihrer sind Viele — welche meinen, daß nicht bloß die Dynastie, sondern das Reich selbst in China in Gefahr stehe. China aufzuthheilen wie Polen oder die Türkei, dürfte den europäischen Mächten denn doch nicht gelingen.

Also: allerlei Wolken in Sicht. Es wird bald hier, bald da etwas geschossen oder Säbel gerasselt. Selbst in dem von keiner der bösen politischen Fragen Europa's von außen her berührten **Skandinavien** vermag man sich von den Sorgen um die kriegerischen Möglichkeiten nicht frei zu halten. In Ermangelung äußerer Gefahren schafft man sich solche im eigenen Hause, rüstet man in Schweden, rüstet man in Norwegen, und zwar gegen einander. Es liegt Humor darin; ist es nicht, als wollten sie sich's nicht nehmen lassen, ihre Wettrüstungen zu haben wie Deutschland und Frankreich und andere Leute umher? Gefährlich braucht es deshalb in dem Lande des Punsches und der dichten Brummbären eben so wenig zu werden, als vorläufig an andern Punkten des bewölkten europäischen Horizontes.

2./14. August 1895.

### Notiz.

**Ueber die Reform der baltischen Landschafts- und Landesverfassung**, insbesondere über das baltische Prästendentwesen, sind zu Ende der 80er Jahre mehrere bei uns nur sehr wenig bekannte officielle Schriften erschienen, auf die wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen wollen. Die Titel derselben lauten:

„Ueber die Abgaben im Gouv. Kurland“. 1888.

„Memorandum über die Landesprästanden im Gouv. Kurland“. 1889.

„Die Landesprästanden des Gouv. Ehstland“, vom Beamten für besondere Aufträge beim Minister des Innern Fürsten N. W. Schachowskoi.

„Memorandum über die Landesprästanden im Gouv. Ehstland“, im Auftrage des Finanzministeriums zusammengestellt vom Dirigirenden des Chersjionschen Kameralhofes Rudtschenko. 1888.

„Memorandum über die Landesprästanden im Gouv. Livland“, im Auftrage des Finanzministers zusammengestellt vom Dirigirenden des Radomschen Kameralhofes Janowitsch. 1888.

„Die Landesprästanden in den baltischen Gouvernements“, zusammengestellt im Ministerium des Innern. 1890.

Diese Arbeiten, die, beiläufig bemerkt, von dem Publicisten M. A. Sinowjew in seiner bekannten Broschüre (cf. das 1. Heft dieses Jahrg. der „Balt. Mon.“) nicht namentlich erwähnt werden, athmen alle einunddenselben Geist.

Welcher Art der letztere ist, erhellt aus dem nachstehenden Passus, den wir der Broschüre des Herrn Rudischenko entnehmen und der als Quintessenz aller genannten Publicationen angesehen werden kann.

„Bei den hiesigen (baltischen) nationalen und agraren Verhältnissen ist eine auf den Principien der Selbstverwaltung basirende „Landschaftsorganisation kaum denkbar; thatsächlich ließe das hinaus „auf ein Bestehenlassen der gegenwärtigen Verfassung, die nicht „allgemeinlandschaftliche, sondern eigene ständische Zwecke verfolgt, die ferner nicht auf den Nutzen und die Bedürfnisse der „örtlichen Bevölkerung, sondern auf die Vortheile der herrschenden „Klasse bedacht ist. Selbst wenn sich irgend eine Möglichkeit fände, „zu den Vertretern einer solchen Selbstverwaltung auch die Bauern „heranzuziehen, was würden diese Repräsentanten Angesichts des „kulturell und materiell starken herrschenden deutschen Adels bedeuten? „An ehesten würde eine solche Selbstverwaltung an die kleinen polnischen Provinziallandtage erinnern, auf denen der polnische Magnat „als Vertreter des Ritterguts erschien, umgeben von seiner abgabepflichtigen Schlachta, die, ein stets gefügiges Werkzeug in seinen „Herrscherhänden, immer bereit war, für den Pan zu stimmen. Ich „finde daher, daß wenigstens gegenwärtig von einer auf Selbstverwaltungsprincipien beruhenden Reform der Landschaftsverwaltung „nicht einmal die Rede sein kann, umsomehr als hier die obere „herrschende Schicht einer Nationalität angehört, die sowol dem „Staat als auch der örtlichen Bevölkerung fremd gegenübersteht — „und weil ein Theil dieser Bevölkerung erst ganz vor kurzem zur „Orthodoxie übergetreten ist, was ihr von der mit den oberen Schichten „eng verbundenen kämpfenden lutherischen Kirche nicht verziehen „wird. Auf Grund all dieser Erwägungen bin ich der Meinung, „daß in Sachen der Verfassungsreform Allem zuvor darauf „bestanden werden muß, Institutionen mit vorherrschendem Regierungsscharakter zu organisiren.“



Druckfehlerberichtigung.

S. 491 Z. 3 v. u. lies dem Zügel statt den Zügel.

Von dem 1. Heft dieses Jahrgangs der „Baltischen Monatsschrift“, enthaltend die autorisirte Uebersetzung der Studie des Gouverneurs von Livland, M. A. Sinowjew, über die livländische Landesverfassung, sind noch Exemplare vorrätbig und können à 2 Rbl. durch jede Buchhandlung bezogen werden.

# Verein der Bücherfreunde

Wir liefern unsern Mitgliedern jährlich

## 8 deutsche Originalwerke

(feine Uebersetzungen) Romane, Novellen und allgemeinerständl.=wissenschaftliche Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen stark.

Abonnement pro Quartal eleg. geb. Mk. 4,50, Mk. 3,75 geh

Die Zusendung erfolgt portofrei.

## Erscheinungsplan des 4. Jahrganges.

### Inhalt:

**Anton Freiherr von Verfall: Der Scharffenstein.** Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

**N. von der Elbe: Die jüngeren Prinzen.** Historischer Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

**Adolph Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. I. Bd.** Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Einzelpreis geheftet Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—

**Otto Gister: Der Pfortnersohn von St. Feit.** Roman. Erscheint Anfang März

**Jens Larsen: Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence.** Mit über 100 Bildern.

**Adolph Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. II. Band.** Mit über 100 Bildern und 4 Karten.

**Gerhard von Amhutor: Gewissensqualen.** Zwei Novellen. Eine Sturmnacht. — Der Laryngologe.

**Arthur Schleitner: Fröhlich Gejaid!** Jagdgeschichten aus den bayrischen und österröichischen Alpen.

Jahrgänge und ausführliche Prospekte gratis und franko.

Nachbezug von Jahrgang I, II, III à Mk. 18,— geb., Mk. 15,— geh.

=====**Zu beziehen durch jede Buchhandlung**=====

Schall & Grund, Verlagsbuchhandlung, Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

## Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein **landwirthschaftliches Bücherverzeichniss**, 1890 erschienen, **120 Seiten stark**, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades**, gleichbedeutend der

**Silbernen Medaille**

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

**Dankende Anerkennung**

zu Theil.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.